Der Sonderling

Ein Gemählde des menschlichen Herzens

von

August Lafontaine

Zweiter Theil

Wien und Prag
bey Franz Haas 1799.

ÖFFENTLICHE BIBLIOTHEK BAMBERG

Philipp Frei Herr
von Hettersdorf

Non in depravatis, sed in his, quae bene secundum naturam se habent, considerandum est, quid sit naturale.

„Wohin willst du denn nun eigentlich reisen, lieber Junge? Sag mir!"

„Ach Tante! zuerst in die Schweiz, dann nach Italien, von da nach Griechenland. Im Grunde ist mir jetzt alles eins, nur weit, nur weit, daß ich hier alles vergesse!"

„Ich sage, nicht weit: denn sieh, lieber Ludwig, es ist von Rosen ein bloßer Tick, den ihr der Wind angeweht hat, und der gewiß nicht lange anhält."

„Was ist das, ein Tick, Tante?"

„Ey nun, eine Grille, ein Eigensinn, eine Laune: das gibt sich wieder, Ludwig!"

„Liebe, liebe Tante, daß ist so ein Tick, schlimmer, als die ärgste Bosheit: vor Bosheit kann man sich in Acht nehmen; aber so ein Tick, kommt wie ein Blitz vom blauen Himmel. Was hab' ich gethan?"

„Ja das weiß ich nicht, lieber Junge! Ich sage nur, reise nicht weit; denn du kennst unser Geschlecht nicht: bist du nun fort, so wird sie eben so arg weinen, daß du fort bist, als jetzt, daß du da bist. Reise also nicht weit, daß wir dich gleich haben können.“

„Aber Tante, wenn Rose meine Frau wäre, und der Tick käme wieder, käme oft?“

„Ja, lieber Junge, da wüßt' ich dir nicht zu helfen; aber du sollst sehen, Rose ist gut.“

Mit dem gut seyn, das wollte Ludwigen nicht recht in den Kopf: doch konnte er nicht begreifen, wie Rose auf ihn etwas haben könnte. Er schüttelte zehn Mahl im Tage den Kopf; zehn Mahl änderte er seinen Entschluß: jetzt wollte er nach Italien; dann nach Cassel: das Erste, damit man ihn nicht gleich haben könnte, und das Letzte, daß man ihn sogleich haben könnte. Marie bath ihn auch, nicht weit zu reisen. Die alte Großmutter erzählte nichts, als Geschichten von Mördergruben, und von Reisenden, die ermordet wären, und suchte ihn abzuschrecken. Der Vater that gar nichts, seinen Entschluß zu bestimmen. Der arme Junge wußte nicht, was er thun sollte. Er entschloß sich endlich, nach Cassel zu reisen, damit man ihn gleich haben könnte.“

„Also nach Cassel?“ fragte der Vater? „gut! was willst du dort?“ Ludwig wußte nichts. „Wenn du nichts weißt, so weiß ich

wenigstens etwas. Die Bildergallerie, Antiken, Kunstwerke, Musik. Reise, reise, und komm gesund wieder! Mama, seyn Sie ruhig! er kommt nicht weit."

Ludwig ging nach Cassel, um sogleich bey der Hand zu seyn. Die Tante schrieb an Rosen: „Nun ist Ludwig fort, und geht durch die halbe Welt. Besinne dich, liebe Rose! Er kann wahrhaftig ein Unglück haben, den Hals brechen, und du hättest ihn ewig auf deinem Gewissen." Rose weinte aufs neue; aber da sie nicht so furchtsam war im Fahren, wie Tante, so half der Grund nichts. Sie blieb auf ihrem Kopfe. Es verdroß sie, daß er gereiset war: sie war auf dem Wege gewesen, sich versöhnen zu lassen.

Ludwig saß in Cassel in einem Wirthshause, aß, trank, fragte nach der Post, ließ sich eine Postkarte hohlen, um selbst nachzusehen. Er sandte alle Tage nach Briefen, erhielt keine, und verzweifelte fast; und doch war er noch nicht acht Tage in Cassel. Er hatte sichs fest in den Kopf gesetzt. Rose würde ihn zurück berufen. Er hatte noch nicht einen Augenblick Zeit gehabt, den Empfehlungsbrief abzugeben, den ihm sein Vater mitgegeben hatte. Er wollte heute gehen, um ihn abzugeben. Sein Weg trug ihn vor der Post vorüber. Er fragte nach Briefen. Die Post kam in einer Stunde erst. Er trat so lange in ein benachbartes Kaffeehaus. Er öffnete ein Zimmer. Es war das Zimmer, wo die Liebhaber

des Schachspiels sich versammelten. Zehn Parteyen saßen an zehn kleinen Tischen, und spielten, stille, wie Geister. Für Ludwig recht. Hier konnte er sich ungestört seinen Grillen überlassen. Er stellte sich zu einem Spieler, ohne das Spiel anzusehen, ob er gleich seine Augen starr an das Bret richtete; dann ging er im Zimmer umher. Nach einer Viertelstunde faßte ihn jemand bey der Schulter, und sagte im heftigsten Zorne: „Zum Teufel, Herr! gehn Sie, und probiren sie Ihre Rolle, wo Sie wollen, nur nicht hier! Lassen Sie ehrliche Leute zufrieden!" Ludwig sah seinen Mann groß an. „Welche Rolle?" fragte er verwundert. „Was weiß ichs? Ich habe eine Partie verloren, meine Herren, die Philidor nicht besser hätte anlegen können. Aber da spiele der Teufel! Meine Rose! geliebte Rose! was that ich dir? und alles plappert der Mensch mir ins Ohr, als ob ich seine Rose sey! Zum Teufel, Herr! wenn ich die Komödie sehen will, so zahle ich meine sechs Albus: hier spiel' ich Schach!" „Still doch!" riefen zehn andere Spieler: „still doch! anderwärts gezankt! hier muß es still seyn."

Ludwig glühte vor Scham über und über, wie er merkte, daß er so laut mit seinen Gedanken gewesen war. Er bath den erzürnten Spieler um Vergebung. Der setzte sich wieder zu einer neuen Partie, und Ludwig nahm einen Stuhl, und setzte sich glühend zu zwey Spielern, und

nahm sich vor, still zu seyn, wie das Grab. Nach einer halben Stunde hatte ihn das eintönige au roi! à la reine! gardez! wieder in süße Träume versenkt. Er träumte, wenn Rose so käme mit der Tante, um ihn selbst abzuhohlen. Er versank in diesem süßen Wahne. Auf ein Mahl weckt ihn ein Posthorn aus seinem Traume. Aufspringen, das Schachbret vor sich umwerfen, sich zwischen zwey andere Spieler, die am Fenster sitzen, hinein stürzen, noch diese beyden Partien verderben, war das Werk eines Augenblicks.

Es war eine Postchaise. Zwey Frauenzimmer, sie lehnten sich aus dem Wagen, sie schlugen den Flor zurück — und in dem Augenblicke faßten ihn sechs Hände an, und zwanzig Stimmen schrien auf ein Mahl: „Die Post! über den Lärmen!" Man zog ihn vom Fenster zurück; man zerrte ihn nach der Thür. Der Lärm vermehrte sich. Man umringte ihn. Ludwig schrie: „Was gibts?" Alle schrien auf ihn und durch einander. Die Marqueurs kamen. Einige hielten Ludwigen, und riefen: „Sie bezahlen die Partie!" Ein kleiner Mann wollte ihn los machen. „Nein, Herr Selters!" rief ein anderer: der Komödiant muß hinaus." „Herr Selters?" fragte Ludwig: „an Sie habe ich einen Brief, Herr Selters!" Er zog sein Taschenbuch hervor. „Und wenn Sie zehn Briefe hätten, Herr, müssen Sie denn erst eine Zerstörung, wie zu Jerusa-

lem, anrichten, um einen Brief abzugeben?“ Herr Selters nahm den Brief, las, umarmte Ludwigen: „Meine Herren, das ist kein Komödiant!“ — „So ist es ein Narr, der ehrliche Leute foppt. „Herr Selters zog endlich Ludwigen aus dem Getümmel, und dem Zimmer. Alles flog an die Tische, und schon vor der Thür hörte Ludwig wieder durch die Grabesstille: au roi! und schämte sich von Herzen seiner Zerstreuung.

„Kommen Sie mit zu mir, lieber Herr Burchhard! Warum sind Sie nicht früher zu mir gekommen? Wer sagte es Ihnen, daß Sie mich im Schachzimmer finden würden? etwa meine Frau? Sagen Sie mir, wie kam denn der Lärm?“ Auf alle diese Fragen antwortete Ludwig nicht eine Sylbe, denn er war der Post gegen über. „Mit Ihrer Erlaubniß,“ sagte er, und ging an die Postexpedition, und hörte, daß kein Brief da sey. Herr Selters war so artig zu warten, und Ludwig ging finster neben ihm her, bis zu seinem Hause.

Er kam mit Herrn Selters in ein Zimmer, wo eine Menge Frauenzimmer versammelt saßen. „Hier bring' ich ihn wieder, liebe Frau!“ sagte Herr Selters. — „Wen denn? — „Kennst du ihn nicht? Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich im Schachzimmer bin?“ — „Ein Zufall, lieber Herr Selters!“ — „Aber woher kennten Sie mich?“ — „Man nannte Ihren Nahmen.“ —

„Ein Glück, mein junger Herr! ich glaube, man hätte Sie todt geschlagen. Nun, wie gehts denn meinem alten, lieben Burchhard? Apropos, war denn das aus einer Komödienrolle, das Sie daher sagten?" — „O mein Gott, nein!" — „Nicht? Sie hätten wahrhaftig Schläge bekommen können. Wer ist denn die Rose? ist das eine wirkliche Person?" — „Mein Gott, lieber Herr Selters, — ja!" „Einige derbe Stöße müssen Sie wohl schon bekommen haben; denn warum werfen Sie denn drey Schachspiele über den Haufen? Der Teufel! drey auf ein Mahl: wie kam das?" — „Ein unglücklicher Zufall!" — So examinirte Herr Selters den jungen Herrn, ehe er ihn der Gesellschaft präsentirte; und diese Ankündigung diente gar nicht, den armen Menschen aus seiner Verlegenheit zu ziehen. „Es ist Herr Burchhard, der Sohn meines Wohlthäters; er hat einen Brief an mich; nun muß er auch eine Geliebte oder so was haben, die Rose heißt: nicht wahr, so ists? Wir sitzen da in aller Ruhe, und spielen; und da mein junger Herr läuft im Zimmer auf und nieder, und schreyt: Rose, liebe Rose! was that ich dir? stampft mit den Füßen, bis der alte Criminalrath, dem er das alles in die Ohren ruft, darüber die Contenence und die Partie verliert. Doch ging es so ab. Auf ein Mahl wirft er drey Schachspiele über den Haufen, und balgt

sich mit zwanzig Menschen umher. Ich habe ihn noch gerettet."

Ludwig stand da, und sah vor sich nieder. Seine Stellung, die äußerst verlegen war, widerlegte die Erzählung des Herrn vom Hause nicht. Die Damen warfen neugierige Blicke auf den jungen Menschen; sie kicherten unter einander, und erwarteten ohne Zweifel einige ähnliche Stücke von Burchharden. „Sie bestrafen mich sehr grausam," sagte Ludwig ein wenig empfindlich, „für meine Zerstreuung und für einige unglückliche Zufälle." — „Bestrafen? Behüthe Gott, lieber Freund! Ich erzähle das ja nur. Liebe Frau! Herr Burchhard wird einige Zeit bey uns wohnen. Thun Sie, lieber Burchhard, als ob Sie Herr im Hause wären." — „Das muß ich verbitten, Herr Selters! Vielleicht ist es der Wunsch meines Vaters; allein er wird Ihnen auch schreiben, daß ich meinen Willen habe." — „Ja, ja, das schreibt er mir." Er zog den Brief hervor, und las laut: „Sie werden in meinem Sohne einen sehr gutherzigen jungen Menschen finden, der aber oft in Gefahr ist, für einen Narren gehalten zu werden; weil er alle Augenblicke Dinge macht, die nicht in die gewöhnlichen Sitten passen." „So wie heute, zum Beyspiel. Nun, wir wollen manches Vergnügen haben. Doch weiter, wo er schreibt daß —"

„Herr Selters, fühlen Sie nicht, daß ich hier zufällig wie ein Rasender angekündigt werde von Ihnen, und von dieser Stelle aus meines Vaters Briefe? Verzeihen Sie mir, meine Damen, daß ich jetzt, diesen Augenblick gehe, ohne von der Güte des Herrn Selters Gebrauch zu machen. Ich bin zerstreut gewesen; aber ich bin auch bestraft." — „Lieber Herr Burchhard!" sagte Madam Selters, und faßte seine Hand: „Sie mögen so wenig in die gewöhnlichen Sitten passen als Sie wollen, so sind Sie doch wenigstens von meinem Manne in diesem Stücke übertroffen. Erlauben Sie uns, daß wir Ihnen diese bittere Stunde in unserm Hause durch manche süße wieder ersetzen. Wir haben ihrem Vater Verbindlichkeiten, besonders ich; ich ersuche Sie, bey uns zu bleiben, als um eine Gefälligkeit."

Der Ton der Stimme war so süß, mit dem sie das sagte, daß Ludwig in dem Augenblicke alles vergessen hatte. Er drückte der Madam Selters die Hand, und sagte: „Ich bleibe!" Er nahm einen Stuhl, setzte sich, und nun erzählte er selbst von seiner Zerstreuung mit so viel Lustigkeit und Laune, daß der üble Eindruck seines Eintritts gänzlich wieder ausgelöscht wurde.

Schon nach einigen Tagen war er wie der Sohn im Hause. Herr Selters war, Trotz seiner vielen Fragen, ein sehr redlicher Mann, Trotz seiner Plauderey, eine sehr gute Seele,

der Ludwigen allen Willen ließ. Zwar mußt er sich über jede kleine Begebenheit von Herrn Selters examiniren lassen, und das über jede Kleinigkeit; indeß Ludwig ertrugs der Gutherzigkeit willen, mit der er fragte. Auch war er viel heiterer; denn die Tante hatte ihm geschrieben, daß ihre Prophezeyung einträfe: Rosens Tick würde bald vorüber seyn. Und so wars auch.

So fest sich auch Rose vorgenommen hatte, nie wieder an Ludwigen zu denken; so dachte sie doch immerfort an ihn, und der Himmel mag wissen, wie es kam: je länger sie an ihn dachte, desto möglicher wurde ihr, Trotz dem, was sie gesehen und gehört hatte, seine Unschuld. Zwar fühlte sie alle Mahl ihre Wangen heiß werden, wenn sie sich die Nacht noch ein Mahl lebhaft dachte; allein sie dachte um desto weniger daran. Sie hoffte, er solle noch ein Mahl nach Braunschweig kommen. Er kam nicht; ja, sie hörte sogar die Nachricht seiner Abreise. Das machte sie auf einige Tage böse, und sie glaubte aufs neue an die Wahrheit jener bösen Nacht. Doch auch dieser Sturm ging überhin, und sie ließ sich zuletzt von Tanten überreden, daß sie eine Närinn wäre, die nicht wüßte, was sie wolle. Sie schwieg, wenigstens wenn Tante das sagte, nickte zwar mit dem Kopfe, als ob sie wohl recht zu ihrem Benehmen gehabt hätte. Drang aber die Tante in sie, zu sagen, was der

arme unschuldige Junge gethan hätte, so sagte sie selbst: „Gethan hat er nichts, Tantchen!“ Kurz sie war entschlossen, sich versöhnen zu lassen, und so wars ihr von Herzen lieb, daß niemand wußte, als sie allein, wie wenig er Versöhnung verdiene. Sie nahm sichs vor, daß sie oft genug mit ihm darüber noch zanken wollte. Bald war es ihr Vorsatz, ihm die Nacht vorzuwerfen: sie klatschte vor Freude in die kleinen Hände, wenn sie dachte, daß er seine Unschuld erweisen könnte; aber meistens ließ sie doch das Köpfchen hängen, wenn sie sich aller Umstände erinnerte, und beschloß lieber zu schweigen, als ihm es merken zu lassen, sie wisse es, daß er ihr untreu gewesen sey. „Denn,“ sagte sie vor sich, und Thränen perlten aus ihren Augen: „wenn er Ja sagte, so müßte ich doch mit ihm brechen.“ Kurz, das arme Kind war mit ihrem Herzen nicht auf dem Reinen. Sie war entschlossen, ihm zu vergeben, und ihn von ganzem Herzen zu quälen. —

Sie war in Ellbergen. Der alte Burchhard nahm sie vor. „Hör, liebe Rose! was war denn die Ursache, daß du Ludwigen“ — „O Väterchen, lassen Sie das! Sie wissen nicht, wie weh mir es thut, wenn ich davon hören muß. Lassen Sie es gut seyn.“ — „Recht gern, Kind! aber ohne Ursache?“ — „Ursachen habe ich, lieber Vater!“ — „Marie, liebes Kind“ — „Ach Marie nicht! Nein, nein,

Marie nicht!“ — „Wer denn?“ — Sie besann sich einen Augenblick, ließ den Kopf auf die Schulter hängen, und sagte mit einer weinerlichen Stimme: „Glauben Sie mir, er hat mir recht, recht sehr viel zu Leide gethan!“ — „Rose, das ist nicht möglich! wenn du wüßtest, wie lieb er dich hat“ — „Nun, Gott gebe es, so hätte er mich einmahl vergessen.“ — „Wie aber, Kind?“ — „Lassen Sie das. Sagen kann ich es keinem Menschen.“

Sie sagte es keinem; sie wünschte es oft selbst nicht zu wissen. Sie wünschte ihn zurück. Sie las seine Briefe an Tanten, die ganz voll von ihr waren; sie benetzte sie mit ihren Thränen; sie erhielt selbst einen Brief von Ludwig. Unerbrochen hielt sie ihn in ihrer Hand. Eine Stunde lang ging sie umher, ohne ihn zu lesen. Endlich schloß sie sich ein, erbrach ihn, las, weinte, lachte, schalt, bath ihm ab; aber zum Antworten konnte sie sich nicht entschließen, so sehr die Tante sie darum bath. „Nein, schreiben kann ich ihm nicht, Tanntchen! schreiben nicht!“ So ging denn einen Tag nach dem andern ein Theilchen Zorn verloren. Zuletzt rief sie oft: „Lieber Gott, Ludwig! wenn du doch nur unschuldig wärest!“

Der arme unschuldige Ludwig hatte die ärgste lange Weile in Cassel, und er wäre schon längst zu den Füßen seiner Rose zurück gekehrt, wenn nicht seine Güte ihn zurück gehalten hätte.

Eines Tages saß er in dem herrschaftlichen Garten, oben auf der Höhe, und sah in die reitzende Gegend hinab, die nach Ellbergen zu führte. Er schrieb mit seinem Stocke den Nahmen, Rose, in den Sand; er dachte an sie; er lispelte ihren Nahmen; da kam ein zehnjähriger Knabe zu ihm, und fragte: „Wollen Sie nicht das hier kaufen, mein Herr?“ Er wickelte das Papier aus einander, und zeigte Ludwigen ein Gemählde mit Wasserfarben, nicht ganz übel gemahlt. „Ich brauch es nicht, mein Sohn!“ — „Lesen Sie doch auch den Zettel, der dabey ist!“

Ludwig nahm den Zettel, und las diese wenigen Zeilen, schlecht und unrichtig von einer Frauenzimmer Hand geschrieben: „Der Preis „dieses Gemähldes soll eine Unglückliche vom „Hungertode retten. Der Käufer erzeugt einem „bejamernswürdigen Menschen eine Wohlthat „mit dem Kaufe dieses Gemähldes.“ „Woher hast du dieses Gemählde?“ fragte Ludwig den Knaben. „Ich soll es nicht sagen, lieber Herr!“ — „Höre, mein Sohn! du weißt doch, von wem du es hast?“ — „Ja!“ — „Willst du dem, der dirs gab, einen Zettel von mir bringen?“ — „Ja, gern!“ — „Und mir hierher die Antwort bringen?“ — „O ja!“ Ludwig gab dem Knaben eine Kleinigkeit, versprach ihm, wenn er zurück käme, doppelt so viel, und schrieb mit Bleystift diese Worte: „Ein Mensch, der gern gibt, gern Unglückliche rettet, der aber

den Unglücklichen kennen muß, um zu wissen, wie er zu retten ist, bittet um nähere Nachricht von der Unglücklichen. Er sendet den geforderten Preis für das Gemählde, und wünscht Gelegenheit zu haben, mehr zu thun, als bloß auf einige Tage zu retten.“ Er schlug einen Louis-d'or in das Papier, und sandte den Knaben damit fort, und blieb nun ruhig auf seiner Bank bis zur Zurückkunft des Knaben sitzen.

Nach einer Stunde kam der Knabe zurück, und brachte von eben der Hand diese Antwort: „Vielen Dank, lieber Herr, für das Geld! Wollen Sie die Unglückliche näher kennen, so kann es nur durch mich geschehen. Sie selbst kann und will keinen Fremden sprechen. Wollen Sie ihr helfen, so kommen Sie zu mir. Ich heiße Johanne Dilling, und bin Jungfer bey der Frau Räthin Bär. Meine Herrschaft ist sehr strenge. Thun Sie also, als ob Sie mein Bruder wären aus Hannover, Schreiber bey der Kanzelley; denn sonst darf ich Sie nicht sprechen, weil mir der kleine Bothe sagt, Sie wären noch ein junger Herr. Morgen früh um zehn Uhr, da habe ich Zeit. J. D.“

Am andern Morgen Schlag zehn Uhr war Ludwig in einem blauen Überrocke, sein Haar zum ersten Mahle in einen Zopf gebunden, vor des Raths Bär Hause. Er wurde eine Treppe hinauf gewiesen. Er schellt. Ein Bedienter fragt nach seinem Nahmen. „Dilling, Schreiber aus

Hannover; ich will gern meine Schwester sprechen." Der Bediente geht hinein. Nach einem Augenblick öffnet sich die Thür; ein sehr hübsches Mädchen von achtzehn Jahren fliegt mit den Worten: „Ach, mein lieber Bruder!" in Ludwigs Arme. Die Frau Räthinn ruft ihr nach, sie könnte ihren Bruder zum Mittagsessen behalten; die Schwester macht einen Knix, und führt ihren Bruder auf einen Gang, und auf ein kleines auf den Hof gehendes Zimmerchen. Kaum ist die Thür hinter beyden zugemacht, so bricht Hannchen in ein fröhliches Gelächter aus, und bittet den geliebten Bruder hundert Mahl um Vergebung, daß sie ihn geküsset hat. Ludwig lacht selbst fröhlich mit; endlich fragt er nach der Unglücklichen. Sogleich war die fröhliche Miene Hannchens verschwunden, und ihr blaues, heitres Auge füllte sich mit Thränen. „Mein bester Herr," fing sie traurig an, „das erbarme sich Gott! Was ich Ihnen sagen kann, will ich Ihnen sagen. Es ist eine sehr, sehr unglückliche arme Frau, die auf der weiten Welt jetzt keinen Menschen zum Freunde mehr hat, als mich arme Seele. Ich kann nichts thun; was ich thun kann das habe ich gethan."

„Wer ist sie? wo wohnt sie?"

„Das darf ich nicht sagen, mein lieber Herr: Ach, das ist eben das Unglück, daß sie sich niemanden entdecken darf, wenn sie nicht noch unglücklicher werden will, als sie schon ist. Man

sucht sie auf; sie muß sich verbergen. Ach Gott! das arme Weib!"

„Ich bin ein ehrlicher Mann, Jungfer Hannchen! Mir — dächt ich" — Die Thür that sich auf; ein Bedienter trat herein, und bestellte Hannchen etwas. Hannchen fragte:

„Nun, was macht denn die Mutter, Bruder Heinrich?" — „Gott Lob, Hannchen, mit der gehts noch gut." Wie der Bediente fort war, so schüttete Hannchen sich aus vor Lachen, und wie Ludwig wieder von der Unglücklichen anfing, so floß Hannchen wieder in Thränen. Allein Trotz dieses Abwechselns von Lachen und Weinen brachte Ludwig nicht mehr heraus, als daß die Unglückliche Unterstützung verdiene, weil es mit dem Verkauf der Gemählde, die sie machte, nicht gehen, und weil sie schlechterdings nicht bekannt seyn wolle.

So ging der Morgen hin. Hannchen lachte, so oft sie Ludwigen Bruder nennen mußte, und war traurig, so oft sie mit ihm von der Unglücklichen redete. Gegen Mittag trat der Rath Bär herein, und versicherte Ludwigen, daß sie mit Hannchen wohl zufrieden wären. Hannchen biß sich beynahe die Zunge ab. Ludwig mußte da essen. Das Mädchen war ausgelassen. Sie tanzte umher, sie lachte, sie jauchzte, wenn sie ihn da sitzen sah. Sie zog endlich Ludwigen mit in ihre gute Laune hinein, und schwerlich wurde wohl in ganz Cassel diesen Mittag ein

so fröhliches Mittagsessen gefeyert, als zwischen Ludwig und Jungfer Hannchen. Die Unglückliche war vergessen. Ludwig scherzte mit Hannchen: er zog sie auf seinen Schoß: er küßte ihre Rosenwangen; er drückte sie an sich. Jetzt lachte er, dann sie. Sie nannten sich um die Wette Bruder und Schwester, und Ludwigen war der ganze Morgen vergangen wie eine Stunde. „Höre, Schwester Hannchen," fing Ludwig wieder an, wie er gehen mußte; „ich besuche dich noch öfter, und du wirst mir sagen, wer die Unglückliche ist, so bald du deinen Bruder näher kennst. Hier sind zehn Louisd'or. Davon hilf: fällt etwas Außerordentliches vor; hier ist meine Adresse, so sende zu mir."

Hier standen Hannchen wieder die Augen voll Thränen. Sie nahm die zehn Goldstücke, und wollte mit Gewalt seine Hand küssen. Er reichte ihr den Mund. „Ja," sagte Hannchen, „Sie sollen sie kennen. Sie werden sie nicht verrathen. Ach Gott, wie wird sie sich freuen, wenn ich ihr sage, daß sie gerettet ist! Ja, sie wird es mir erlauben, Sie zu ihr zu bringen. Morgen kommen Sie wieder, lieber Herr!" Ludwig schloß Hannchen in die Arme: „Adieu, Schwester Hannchen!" „Adieu, Bruder Heinrich." Noch unten auf der Treppe hörte er Hannchens Lachen, und er ging heiter und lachend über die Gasse nach Hause.

Herr Selters examinirte über den Überrock

und Zopf; Ludwig lachte; Madame Selters gab Ludwigen mit einem Händedruck die Lehre, die Verkleidungen zu vermeiden: „Auch dann," fragte Ludwig, „wenn ich meinen Rock abwerfe, um einen Unglücklichen aus dem Wasser zu ziehen?" — „Dann," sagte Madame Selters, „leihe ich Ihnen sogar Kleider von mir, um Sie zu verkappen." Ludwig zog am andern Morgen dieselbe Kleidung an, und ging zu Schwester Hannchen. Hannchen war heute noch lustiger als gestern. Sie hatte den Auftrag, ihren Bruder ihrer Frau vorzustellen. Sie gab ihm nähere Auskunft über ihre Familie, und Dilling wurde an der Hand seiner hübschen Schwester bey der Frau Räthinn eingeführt. Dilling hatte hier ein schönes Examen auszustehen; denn über Hannchens Lachen hatte er alle Familien-Notizen überhört, und Hannchen schob alles auf die Blödigkeit ihres Bruders, bey solchen Herrschaften zu seyn. Wie aber das Kapitel der Familienverhältnisse abgethan war, so hörte auch auf ein Muhl des jungen Menschen Blödigkeit auf. „Ihre Schwester," sagte die Räthinn, „ist leichtsinng, unbedachtsam; wenn sie lachen kann, so vergißt sie die ganze Welt. Ich mag es gern, daß man lacht; aber die jungen Mädchen lachen sich nicht selten in das Unglück hinein. Aber seyn Sie unbesorgt; ich hüthe sie wie meine Tochter."

„Und das danke Ihnen Gott, Frau Rä-

thinn!“ Er drückte der Räthinn die Hand. „Die Sitten sind in den großen Städten so verdorben, daß man Gott danken muß, wenn ein so reitzendes Mädchen, wie Hannchen, ihre Unschuld in dem Heiligthume einer mütterlichen Aufsicht bewahren darf.“

Hannchen gähnte bey dieser ganzen Unterredung: denn sie verstand nichts davon. Wie aber ihr Bruder ihr die Warnung gab, nie vor Madam ein Geheimniß zu haben, besonders mit einem jungen Manne, so lachte sie so unmäßig, daß sie nicht wieder aufhören konnte. Ludwig dankte den Himmel, wie er wieder entlassen wurde.

So bald sie allein waren, so fragte Ludwig: „Nun, Hannchen, werde ich die Unglückliche sehen?“ „Ja,“ sagte Hannchen; „sie glaubt bey einem so großmüthigen Manne sich in Sicherheit. Sie sollen sie sehen, mein lieber Bruder; aber nicht eher, als heute Abend. Ich will ihnen nun sagen, wie ich mit ihr bekannt geworden bin. Sie wohnt dort im Hinterhause, da in dem Fenster. Nun sehen Sie; ich kannte sie nicht, ich wußte nichts von ihr. Zwar hatte ich sie zuweilen am Fenster sitzen sehen; allein das war auch alles. Doch ward ich neugierig. Ein so junges hübsches Frauenzimmer, und wenn ich sie sah, immer so blaß, immer die Augen voll Thränen! Das ging mir nahe.“ Hannchens Augen fingen nach gerade an, sich zu verdunkeln. Ich

grüßte sie zuweilen aus meinem Fenster mit aller Freundlichkeit, und nahm mich doch auch in Acht so laut zu lachen und zu singen, wenn ich sie sah; denn einen Traurigen muß doch das Lachen durchs Herz dringen, dachte ich.“ Ludwig nickte mit dem Kopfe, und drückte Hannchen die Hand. „Wenn ich sie grüßte, so kam sie manchmahl in drey Tagen nicht wieder ans Fenster. Ich merkte also wohl, daß sie nicht gekannt seyn wollte. Und doch mußte ich sie kennen. Denn sehen Sie, man kann nicht lachen, wenn eins zehn Schritte von einem weint, und man nicht weiß, worüber. Nun faßt' ich einmahl mir Herz, wie meine Frau nicht zu Hause war, zog mich so schlecht an, als ich konnte; die arme Frau war auch ärmlich gekleidet: und schlich mich hinüber. Nun, sehen Sie, lieber Herr! Wie heißen Sie denn eigentlich? ich habe die Adresse noch nicht angesehen.“ —

„Heinrich Dilling, meines guten Hannchens Bruder.“

Hannchen lachte auf, faßte ihn beym Arme, und tanzte mit ihm in dem engen Zimmerchen auf und nieder. „Nun, Hannchen, du kamst also zu ihr?“

„Ja. Ich pochte an, und wie niemand: herein, rief, machte ich die Thür auf, und nun wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Ich sagte denn endlich, ich hätte sie gesehen; ich wäre oft allein; sie auch: ich wollte sie besuchen; und

seit dem sind wir gute Freunde. Ich habe ihr gegeben, was ich übrig hatte. Ach! es war nicht viel; jetzt aber war ich arm, so arm, wie die Frau da drüben. Ich hatte nichts mehr, und sie braucht so wenig."

„Gute Seele!" rief Ludwig: „du hattest nichts mehr? nichts mehr, dein schönes Herz zu befriedigen? Nun, Hannchen, so hat dein Bruder für dich mit; und wenn ich ein Fürst wäre, so wollte ich dich vor allen Großen meines Reichs Schwester nennen." Er drückte sie in seine Arme, seinen Mund auf ihren. „Gib mir deine Börse, Hannchen!" Sie zog eine Geldtasche hervor, an der das Schloß fehlte. „Es war von Silber," sagte Hannchen: „meine Mutter schenkte die Tasche mir, wie ich hieher reiste. Ich habe den Bügel verkauft, mit ein Paar goldenen Ohrringen. Es half doch der Frau auf vierzehn Tage." — „Und du gehst ohne Ohrringe seit dem?" — Sie hob ihre Haube auf, und zeigte ihm das Ohr. „Man sieht ja die Ohren nicht!" Ludwig schüttete seine Börse in Hannchens Bügeltasche aus. Hannchen wehrte es ab. „Liebes Kind, ich bin dein Bruder; und der Bruder gibt dir, daß du habest, die Unglücklichen zu unterstützen. Nimm! da nimm!" Hannchen machte einen Knix, und das Essen kam. Sie aßen, und Hannchen war so fröhlich, wie ein Kind.

Endlich ging Ludwig, nachdem sie die Ver-

abredung getroffen hatten, daß er heute Abend in der Dämmerung, Schlag neun Uhr, Hannchen auf dem Hofe finden sollte, um von ihr zu der Unglücklichen gebracht zu werden.

Der Abend kam. Schlag neun war Ludwig auf dem Hofe; Hannchen winkte, er folgte ihr ins Hinterhaus, eine Treppe hinauf. Sie öffnete eine Thüre. Er trat hinein. Hannchen zog die Thüre hinter ihm zu, und er war mit der Unbekannten allein.

„Verzeihen Sie mir, Madame!“ hob Ludwig an: „die Neigung, Ihnen wirklich nützlich zu seyn, führt mich zu Ihnen.“ — „O mein Herr, o mein großmüthiger Helfer!“ sagte die Frau mit einem so traurigen Tone, daß er ihm durchs Herz drang: „ich habe Sie sehen wollen, nicht um Ihnen mein Leben zu danken, sondern das Leben dieses Kindes, das ein feindlicher Unstern mit in meine Leiden verwickelte.“ Sie hob das Kind auf, und trug es ihm, an ihren Mund gedrückt, einen Schritt entgegen. Ludwig betrachtete jetzt die Unbekannte. Es war ein schönes junges Weib, von einer sehr edeln Gestalt, schöner noch durch die Blässe ihres Gesichts, und durch die rührenden Züge eines matten Grams, der durch die Länge der Zeit eine sanfte Resignation geworden zu seyn schien. Ihre Kleidung war höchst einfach, ärmlich und doch — ob durch die Gestalt des Weibes oder durch den Schnitt? — nicht entstellend. Ein Lämpchen auf dem

Tische erhellte spärlich das kleine Zimmer und die armen Geräthe. Ludwig küßte das Kind. „Madame!" fing er wieder an: „ist Ihr Leiden von der Art, daß menschliche Hilfe, Geld, Zeit, Mühe, Freunde es endigen können, so seyn Sie aufrichtig; ich habe alles das für Sie." Sie legte das Kind nieder. Sie sah Ludwigen starr an. „Wer sind Sie, mein Herr? Gott! Sie wissen nicht, wie unglücklich ich bin! Jeder Augenblick kann mich verderben. Nur die äußerste Verborgenheit sichert mich. Wer sind Sie?" —

„Ich bin ein Fremder, ich heiße Burchhard, etwa vierzehn Meilen von hier zu Hause. Liebe, beste Frau! fragen Sie nicht nach Nahmen, nach Rang. Ich bin nichts, als ein redlicher Mensch, der von Herzen Ihr Freund seyn will; der, wenn er Ihnen auch nichts geben kann, doch wenigstens Ihnen einen Zufluchtsort verschaffen wird, wo Sie ungestört und sicher leben können."

„Einen Zufluchtsort?" fragte sie langsam, „außer dem casselschen Gebiethe?"

„Ja, Madame! wo Sie selbst wollen, wie Sie wollen, wenn Sie wollen."

Sie schlug ihr Auge gegen Himmel; eine leichte Röthe flog über die blassen Wangen. Sie seufzte tief auf. „Und doch kann ich nicht, wenn Sie nicht vorher mir Nachricht geben wollen, wo, wo — o Gott! ich muß Ihnen erzählen,

was noch niemand weiß.“ Ludwig setzte sich, sie gegen ihm über. „Ich bin die Tochter eines Mahlers. Mein Vater starb, und hinterließ mir kein Vermögen. Er hatte seinen Uiberfluß auf meine Erziehung verwandt. Als ein Mädchen von siebzehn Jahren kam ich bey Cassel als Gouvernante bey dem Herrn von Stralo. Ich lebte dort in einer Ruhe, die unaussprechlich war, ein ganzes glückliches Jahr. Nun kam der Sohn von Stralo, aus einer ersten Ehe, von Reisen zu Hause. Er sah mich, ich ihn, und wir blieben ruhig. Oft war er auf Bitten des Vaters zugegen, wenn ich die Kinder im Französischen unterrichtete. Er redete mit mir über die Art des Unterrichts, über die Aussprache. Er kam öfter. Er nahm selbst Unterricht bey mir im Zeichnen. So entstand unter uns eine Freundschaft, die von Tage zu Tage zunahm; diese Freundschaft wurde endlich eine heiße Liebe. Ach ich widerstrebte, ich zitterte, ich theilte ihm meine Bedenklichkeit wegen seines Standes mit, ich wollte mich los reißen; ich wollte sogar das Haus verlassen, wo ich schrecklichen Auftritten entgegen sah, so bald der Vater das Geringste von unserer Liebe merkte. Er war der ahnenstolzeste Mann, der seyn kann. Aber wie kann man sich los reißen von dem, den man liebt? Eine Bitte, ein Händedruck, eine Thräne von ihm war mächtiger, als alle meine Vernunftgründe, ihn zu verlassen. Sei-

ne Vorstellungen löschten meine Unruhe aus, seine Liebkosungen verjagten meine Furcht. Wir waren vorsichtig; der Vater merkte nichts, und ich wurde ruhig und sicher."

„So lebten wir zwey Jahre; Stunden, die die schönsten meines Lebens seyn werden, und deren Andenken noch jetzt meinen Gram mildert, und mein Unglück versüßt. Wir sahen niemanden, wir lebten uns und unserer Liebe ganz. Den ganzen Tag waren wir beysammen, er bey meinem Unterrichte an seine Geschwister, dann er selbst mein Schüler im Zeichnen und der Musik; dann ich seine Schülerinn im Italienischen und einigen Wissenschaften. O tausend Mahl wünschten wir, daß wir auf ein Mahl so in dieser Lage von der ganzen Welt abgesondert würden, wie glücklich hätten wir seyn müssen! Die Gegenwart war zu glücklich für uns, als daß wir an die Zukunft hätten denken sollen. Wir hatten jede Furcht vergessen, wir lebten sicher."

„So sitze ich einmahl auf seinem Schoße; die Thüre springt auf, und der Vater trat mit rollenden Augen in das Zimmer. Ich sprang auf. Jungfer! rief er mit einer unbeschreiblichen Wuth, Sie schnüret Ihr Bündel, und packt sich. Dazu ist Sie nicht hier, daß Sie den Laffen verführen soll! Ich versank vor Scham. Ich stand da stumm, ohne Bewegung, und der

Vater ergriff mich ungestümm am Arme. Jetzt entstand ein heftiges Gespräch zwischen Vater und Sohn, von dem ich nichts verstand; so zernichtet war ich. Bediente kamen. Man führte mich hinaus. Ich hörte meinen Geliebten hinter mir schreyen. Ich taumelte in einen Wagen. Man packte Koffer hinten auf. Der Wagen rollte fort, und brachte mich hierher nach Cassel. Hier lebte ich einige Zeit bey einer Verwandten. Eines Tages gehe ich über die Fuldabrücke. In dem Dunkel der Brücke steht ein Mann, der, wie ich vorüber gehe, Louise ruft. Ich sehe mich um. Es war mein Geliebter. Morgen um diese Zeit hier! ruft er, und verschwindet. Ich schwanke nach Hause. Er war es, ein ältlicher Mann ging neben ihm her. Ich schwimme zu Hause in Thränen. Meine Liebe zieht mich hin, meine Vernunft zurück. Ich ging nicht, und mein Herz zerriß fast in der Stunde, da er mich dort erwartete."

„Den andern Tag sitze ich in meinem Zimmer, und denke an ihn. Er stürzt herein, mir zu Füssen; Thränen, Klagen, Jammern, Händedrücken, alles wirft mir meine Grausamkeit vor. Meine Verwandte kömmt. Seine Liebe weiß auch diese zu gewinnen. Ich war verrathen. Er sieht mich alle Tage, er bittet um meine Einwilligung, die Seine zu werden. Eine heimliche Trauung soll uns vereinigen. Ich bin standhaft, ich schlage es ab. Ach, ich war nur

standhaft, wenn ich Zeit hatte, zu überlegen. Die Liebe gab ihm endlich die Rechte, die ihm der Altar hätte geben sollen. Jetzt willigte ich ein, die Seine zu werden. Wir werden getraut. Meine Verwandte stirbt. Sein Vater merkt aufs Neue unser Einverständniß. Um mich der Wuth des Vaters zu entziehen, bringt mich mein Mann hier in dieses Hinterhaus, ich wohne hier. Er sieht mich selten. Hier werde ich Mutter; noch immer sehe ich ihn, zwar selten; aber ich sehe ihn doch. Sein Vater drang in ihn, zu heirathen. Er schlägt es standhaft aus. Man will ihn zwingen, und er gesteht, daß er mit mir verheirathet ist. Denken Sie des Vaters Wuth! Mein Mann kam noch den Abend zu mir. „Hier, meine Louise!" rief er, und warf mir eine Börse mit Geld zu: „Vielleicht trennt uns das Schicksal auf eine Zeit lang. Verbirg dich, zeige dich nie, vertraue dich niemanden; mein Vater wüthet, du wärest verloren. Er hat für dich einen Verhaftsbefehl. Ich selbst darf dich nicht sehen." Er sank in meine Arme, er war in Verzweiflung. Er mußte gehen, und seit dem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Wo ist er? o haben Sie Barmherzigkeit mit mir, und schaffen Sie mir Nachricht von ihm. Er ist todt, oder eingesperrt. Geben Sie mir Nachricht von ihm! Das gute Mädchen, meine erste Wohlthäterinn hier im Hause, kann nichts erfahren. Ich bedarf nichts weiter, mein Herr! als Nach-

richt. Ihre Güte hat mich wieder auf lange Zeit gegen den Mangel gesichert. Geben Sie mir Nachricht von ihm. Ich lebe hier verborgen und sicher. Hier verließ er mich; hier kann er mich nur suchen. Suchen Sie ihn zu sprechen. Sagen Sie ihm, o sagen Sie ihm" — Sie stützte hier ihre Stirn in die Hand, und die Thränen rollten den Arm herab. „Doch wenn er glücklich ist," fuhr sie gleichsam zu sich selbst fort, „so sey es! so sey auch das! dann, mein Herr, dann gönnen Sie mir eine Zuflucht, und ein Grab in sichrer Einsamkeit."

Ludwig ergriff des Weibes Hand, die auf dem Schoße ruhte, küßte sie mit einem Strome von Gutherzigkeit und Mitleiden in seinen Augen, die seine Worte unnöthig machten. „Ihre Umstände, theure Unglückliche, müssen sich doch nothwendig einmahl zu Ihrem Vortheil ändern; und bis auf diese Zeiten, Madame, nehmen Sie von mir ein Darlehn an, das ich wieder einfordern werde." — „Nein, mein Herr! ich habe genug!" — „Sie können in Ihren Umständen nie genug haben, liebe Frau! Wir können nicht alles voraus sehen. Bey außerordentlichen Fällen senden Sie nur zu mir; bloß ein Papier mit meinem oder Ihrem Nahmen, oder auch mit dem Nahmen des guten Hannchen; und ich fliege Ihnen zu Hülfe. Ihren Auftrag werde ich erfüllen. Seyn Sie ruhig, Madame! Ihr Unglück ist so sterblich, wie das Leben Ih-

res Tyrannen. Sie haben mich gerührt. Sie sollen von mir hören. Leben Sie wohl! Hannchen wird Ihnen das sagen, was ich Sie gern will wissen lassen."

Ludwig ging. Unter dem Thore stand Hannchen noch. „Gute Nacht, Bruder Dilling!" flüsterte sie Ludwigen, der eifrig vorüber rannte, zu. „Ach, liebes Hannchen! bist du das? Gott segne dich, mein Kind, für die Bekanntschaft mit dieser Frau, mein goldenes Hannchen! ich habe einen schönen Abend gehabt. Fühle, mein Auge ist noch naß." Hannchen legte die eine Hand auf seine Schulter, mit der andern fühlte sie in seine Augen. Er hatte sie mit beyden Armen umfaßt.

In dem Augenblick ging Herr Selters vorüber, und wandte seine Laterne auf die Gruppe. „Ey, ey, sieh da!" fing er schon an; denn er hatte Ludwigen erkannt. Doch ging er vorüber, ohne weiter etwas zu sagen. In dem Augenblick fing Hannchen entsetzlich an zu lachen; den Ludwig küßte sie mit den Worten; „Gute Nacht, Schwester!"

Einen Augenblick nach Herrn Selters kam auch Ludwig zu Hause. „Aha, sieh da! Schon zurück, lieber Burchhard? — Was machten Sie denn da unter Bärs Thorwege?" — „Ich? ich redete da ein wenig." — „So? es ist schon sehr kalt; October! October! Wie es schien, ein sehr hübsches Mädchen, mit dem Sie da

conversirten?" — „Sehr hübsch, Herr Selters!" — „Ich konnte nur die Gestalt sehen; aber eine Gestalt, liebe Frau, wie eine Tanne, so ungefähr, wie Minchen da." — „Wer war denn das, „Herr Burchhard?" fragte Minchen. — Der Räthinn Bär Kammerjungfer, Mamsell Minchen!" — „Aber was redeten Sie eben mit ihr, wie ich vorüber ging?" — „Ich habe Sie nicht vorüber gehen sehen. Aber wie so denn, Herr Selters?" — „Der Stellung wegen, die Sie beyde hatten. Es war eine possierliche Stellung." — „Ach Gott!" sagte Burchhard lachend: „es war mir was in die Augen gekommen, und das sollte Hannchen" — Was? da im Stockfinstern? das machen Sie sonst wem weiß. Es war ja stockfinster." — „Nun, Herr Selters, sie sollte auch nur fühlen, was mir in die Augen gekommen war." — „Fühlen? nun das ist noch sonderbarer." Minchen lachte. „Nein, nein!" rief Selters: „wahr ist das. Sie hielt ihm die Finger in die Augen, und er hatte sie mit beyden Armen umfaßt. Sollten Sie da auch etwas fühlen?" — „Pfuj, Herr Selters!" — „Ey nun, das eine ist so seltsam, wie das andere. Fühlen, daß einem etwas in die Augen gekommen; und das Mädchen lachte entsetzlich dazu" — „Wir sprachen etwas Lächerliches." — „So? Wie sind Sie denn mit einander bekannt geworden?" — „Durch Correspondenz." — „So? verkleiden

Sie sich denn des Mädchens wegen?" „Nein! der Räthinn Bär wegen." — „Wie? sind Sie mit der auch bekannt?" — „Ja! ich habe da gestern und heute gegessen." — „Was der Teufel! das ist nicht wahr. Ich habe ja gestern da gegessen!" „Ich habe Sie nicht gesehen, Herr Selters!" — „Und doch haben Sie dort gegessen?" — „Ja, Herr Selters." — „Wo denn in aller Welt?" — „Mit Hannchen, der Jungfer, und dem alten Bedienten." Herr Selters blieb mit dem einen Arm im Schlafrock stecken, und sah ihn starr an. „Aber Herr Selters," fuhr Ludwig fort, „bey Leib und Leben, das bleibt unter uns!" — „Aber Herr Burchhard, das erzählen Sie so in Gegenwart meiner Tochter?" — „Ja, warum nicht? Sie fragen ja in Gegenwart Ihrer Tochter!" „Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so offenherzig mit seinen Liebeshändeln ist, als Sie." — „Ich habe keinen Liebeshandel, weder mit Hannchen, noch mit der Räthinn. Sie hören ja, ich habe da nichts gethan, als gegessen, gelacht, und mir ins Auge fühlen lassen."

Madame Selters und Minchen lachten zum Ersticken über das komische Verhör. Madame Selters ergriff einen Augenblick, da sie mit Ludwigen allein war. „Lieber Burchhard, ohne Zweifel ist doch wohl der Zweck Ihrer Verkleidung nicht, mit Hannchen zu essen, zu lachen und so weiter?" — „Liebe Mutter! Hann-

chen ist gar der Zweck nicht, so wenig, wie irgend etwas, was Sie beunruhigen könnte.' — „Aber wie in aller Welt, wie kommen Sie da unter den Thorweg mit Hanuchen?" — „Zufällig, gerade, wie ich hier mit Ihnen allein bin. Es war niemand weiter da." — „Lieber Burchhard, Sie sind zu offen, als daß ich Ihnen Böses zutrauen kann. Allein der Schein ist wider Sie. Vermeiden Sie auch den Schein!" — „Und ich sollte grausam seyn, Mütterchen, wenn ich nicht mit Anstand gut seyn kann? Sagen Sie selbst: Soll ich nicht in ein brennendes Haus dringen, weil ein nacktes Frauenzimmer darinn um Hülfe ruft?" — Madame Selters schwieg.

Am andern Morgen kaufte Ludwig ein Paar schöne goldne Ohrringe, steckte sie ein, und ging zu Hannchen. Er zog seine Ohrringe hervor, und machte sie Hannchen selbst ein. Das arme Kind hielt ihre Wangen ganz geduldig hin, und sie hatte ihre Ohrringe und auf jeder Wange einen Kuß. Dann sagte er Hannchen, daß er auf einige Tage Cassel verlassen müsse; sie möchte der Unbekannten sagen, er hoffte ihr bald Nachricht zu bringen. Er nahm Hannchen in seine Arme, küßte sie herzlich, sagte: „Leb wohl, liebe Schwester!" und Hannchen lachte dieses Mahl bey dem Worte Schwester nicht. Die Augen standen ihr voll Thränen. Sie nahm Abschied von ihm, wie eine Geliebte von ihrem

Ge-

Geliebten. Er kam nach Hause, erkundigte sich nach dem Gute des Herrn von Stralo, schwang sich mit seinem Bedienten zu Pferde, und ritt seiner Anweisung nach, und war am Abend wohl behalten in der Schenke des Dorfs, das zu dem Gute gehörte.

Hier hörte er von dem Wirthe, daß der junge Herr von dem Vater in der strengsten Gewahrsam gehalten werde; daß niemand zu ihm dürfe, als ein alter Domestik, und daß sein Vater geschworen habe, ihn nicht eher loszulassen, als bis er den Aufenthalt seiner Frau nennte. Ludwig überlegte die Nacht durch, was unter diesen Umständen zu thun sey. Er beschloß endlich einen Versuch zu machen, das Herz des Vaters zu rühren. Er ging am Morgen gerade auf das Haus des Herrn von Stralo los. Man meldete ihn, und man führte ihn in ein Zimmer, wo eben der Alte mit einem Frauenzimmer saß, und frühstückte.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte der Alte kalt. „Zu meinen, nichts, Herr von Stralo! Ich komme, mit Ihnen über eine Sache zu reden, die Sie betrifft."

„Hm! hm! die wäre?"

„Allein Sie müssen mich ausreden lassen, ohne mich zu unterbrechen."

„Gut! reden Sie!"

„Ich komme von ihres Sohnes Gemahlinn." Bey dem Worte Gemahlinn wurde des Alten

Gesicht braunroth; seine Augen flammten; seine Lippen zitterten. „Gemahlinn!“ schrie er: „verdammt! die Pest über die Hure! verdammt! Gemahlinn! fort! fort!“

Ludwig stand da kalt und furchtlos. Er nahm der ersten Pause wahr, die der alte Herr in seinen Ausrufungen machte. „Wollen Sie mich anhören, mein Herr?“

„Herr, so reden Sie gescheidter. Mein Sohn ist nicht verheirathet! die Heirath soll annullirt werden, wird annullirt, damit holla! was wollen Sie?“

„Zwar kenne ich die Gesetze darüber nicht; aber ist ein Gesetz da, das eine Heirath zernichtet, welche die Liebe schloß, und die Vernunft billigt; so ist es grausam, das Herz und die Vernunft von elenden Adelvorurtheilen abhängig gemacht zu haben.“ Der Alte wollte ihn unterbrechen; allein sein Zorn erstickte die Worte, und Ludwig fuhr fort: „Denn was können Sie mehr fordern? Sie ist schön, sie ist gebildet, sie hat schöne Talente, ein schönes Herz, sie ist Mutter: wenn das kein Recht gibt zur Liebe und Ehe, selbst mit einem Fürsten, so habt ihr die Natur auf den Kopf gestellt, und Thiere sind klüger, wie ihr.“ Der Alte schlug mit Händen und Füßen. „Ich habe Ihre Schwiegertochter gesehen, gesprochen! Wie ist es möglich, Herr von Stralo, wie kann eine Thräne in ihrem schönen Auge Ihr Herz hart finden? wie können Sie Vaterliebe,

Natur, Vernunft, Menschlichkeit so weit vergessen, Ihren Sohn einzusperren, weil er ein edles Weib liebt? Ihren Enkel von sich stoßen, den ein edlerer Schoß gebar, als wenn ihn tausend Stammbäume geadelt hätten, den eine gute, gesunde, eine vernünftige Mutter gebar? Wie können Sie —"

Der alte Herr sprang hier an die Schelle, und läutete so ungestümm, daß in einem Augenblick sechs Bedienten im Zimmer standen. Er zeigte auf Ludwigen mit einer unendlich wüthenden Geberde. Die Bedienten verstanden ihn nicht. Endlich rief er: „Zum Justitiarius mit dem Narren!" Ludwig sah um sich her; er war übermannt. Er mußte sich zum Justitiarius bringen lassen, und seine ganze schöne Predigt war verloren. Er erzählte dem Justitiarius den Vorfall, und der war in nicht geringer Verlegenheit, was er machen sollte. Da kam ein Billet von dem Alten, er sollte von dem jungen Menschen den Ort des Aufenthalts der Metze heraus zu bringen suchen. Der Justitiarius versuchte es erst gesprächsweise; dann, wie es nicht gehen wollte, suchte er dem jungen Menschen zu imponiren. Er fragte ihn gerichtlich; er drohte im Weigerungsfalle mit Ernst. „Herr," sagte Ludwig lachend; so viel habe ich zur Noth wohl von dem Justitiarius auf meinem Gute begriffen, daß man nicht gleich hängt. Ich wills nicht sagen, wo sie sich aufhält; so viel sagen Sie aber dem Herrn von

Stralo, daß sie sehr bald, in Sicherheit, mit Geld, mit Ansehen unterstützt, von dem grausamen Menschen, den Vater ihres Kindes und ihren Mann gesetzlich zurück fordern soll. Sagen Sie ihm das, dem Menschen, der nichts kennt, als alte Pergamente, und darum auch ein Herz hat, so fühllos und zäh wie Pergament! Und jetzt, Herr, lassen Sie mich gehen, oder ich werde Sie gerichtlich wegen eines Überfalls belangen."

Ludwigs Augen blitzten so muthig, daß der Amtmann nicht das Herz hatte, ihn aufzuhalten; allein in dem Augenblicke trat der alte Edelmann hinein. „Nein! nicht eher einen Schritt vor das Dorf, als bis ich das Haus weiß, wo die Metze wohnt!" Ludwig warf sich in einen Stuhl. „Nun gut! Herr Amtmann, wollen Sie wohl aus dem Wirthshause meinen Bedienten rufen lassen? Ich will ihn nach Cassel mit einem Briefe an den Minister senden. Lebe ich denn in der Barbarey?"

„Hier ist der Verhaftsbefehl, wer Sie auch sind!" rief der alte Baron: „Nennen Sie den Ort, und Sie sind frey." — „Herr, mein Bedienter! oder ist er auch unter Straßenräuber gefallen?" Der Amtmann zitterte; der alte Herr fluchte, und Ludwig saß ruhig im Lehnstuhle, und versank in ein erstickendes Gelächter, wie er sah, daß bey dieser allgemeinen Verwirrung die Frau Amtmanninn noch immer da stand, und

dem Baron von Zeit zu Zeit eine tiefe Verbeugung machte, wenn er von ungefähr die Augen dahin schlug, weil er bis dahin noch keine ihrer Verbeugungen bemerkt hatte.

Der Justizamtmann sprach mit dem Baron leise. Man suchte jetzt den jungen Menschen zu bereden, den Ort zu nennen. Ludwig saß ruhig da, und schwieg ganz und gar. Der Baron suchte ihm begreiflich zu machen, daß, wenn man einen Verhaftsbefehl auf jemanden habe, es jedermanns Pflicht sey, den Aufenthalt desselben anzugeben, um ihn zur Haft zu bringen. „Also nicht eher von der Stelle, als bis ich den Ort weiß!" Von Zeit zu Zeit hielt er auch den Verhaftsbefehl vor, den Ludwig jedes Mahl zurück schob, ohne ihn anzusehen, und dagegen auch seinen Bedienten rief, und auf den Ahnenstolz schimpfte. Der Baron gab endlich den Verhaftsbefehl dem Justitiarius, um ihn vorzulesen, weil er glaubte, die Ausdrücke darin, daß niemand die Verhaftnehmung der benannten Person hindern solle, würden den Menschen bewegen, den Aufenthalt zu nennen. Der Justizamtmann las; der Baron rief: „Hören Sie doch nur!" Ludwig pfiff, und unterbrach den Amtmann alle Augenblicke. Der Baron, wüthend wie ein Eber, riß dem Amtmanne den Befehl aus den Händen, und der Befehl flatterte zur Erde. Der Baron, der Amtmann, die Amtmännin bückten sich; allein eben, wie sie ihn ergreiffen wollten, faßte

ihn ein grosser Pudel, der alles apportirte, was zur Erde fiel. Der Baron schrie, und suchte dem Hunde das Papier zu entreissen; der Amtmann lockte den Hund; die Amtmänninn rief nach ihrem Sohne, dem der Hund allein gehorchte. Der Hund rettete sich unter einen Tisch; die Amtmänninn brachte ein Stück Fleisch, um mit dem Pudel zu tauschen. Der Pudel nahm das Fleisch, ließ das Papier fahren. Der Baron ergriff es, und o weh! der Befehl war ganz und gar zerrissen und verlöscht. „Nun so hohle der Teufel die Bestie und euch alle!" rief der Baron, und verließ das Zimmer. Der Amtmann begleitete ihn; die Amtmännin entschuldigte gegen Ludwig die Unart des Hundes. Ludwig legte einen Louis'dor auf den Tisch. „Frau Amtmänninn! dafür geben Sie dem Hunde jeden Dienstag in der Woche ein Stück Fleisch, so schön Sie es haben können. Der Hund ist gerechter, denn der Minister, der den Befehl gab!" Er wollte gehen. „Sie heissen, mein Herr?" — „Ludwig Burchhard." — „Und wohnen?" „In Cassel bey dem Banquier Herrn Selters." — „Und sind?" — „Ein Mensch, nichts weiter." — „Sie können gehn!" „Das konnte ich schon, wie ich ein Jahr alt war." Er ging.

Auf dem Rückwege nach Cassel sah er wohl ein, daß jetzt der alte Baron den Handel mit mehr Heftigkeit treiben würde, als vorhin, daß er den Handel mehr verschlimmert als verbessert

habe, und daß, wenn jetzt der Handel im Ganzen besser stehe, es allein des Pudels Tugend sey. Er sah wohl ein, daß ein Verhaftsbefehl leicht noch ein Mahl geschrieben sey. Besonders sah er das ein, wie zwey Bediente des Barons ihn ein Paar Stunden vom Dorfe einhohlten, und von weitem hinter ihm herritten, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Die erste Frage, die er also an Selters that, war: „Ist Ihr Minister ein edler Mann?"

„Ein sehr edler Mann! Nun, was haben Sie mit dem?"

„Er soll mir sagen, ob eine copulirte Frau, die von ihrem Manne ein Kind hat, zur Ehe fähig ist, oder nicht?"

„Hm! lieber Burchhard, bleiben Sie dem Minister mit dergleichen Fragen vom Leibe!"

„Spricht Ihr Minister alle Menschen, und ist human? hört er die Leute aus?"

„Ja, ja! das thut er; nur, lieber Burchhard, keine von unsern Unterredungen!"

„Wenn er so fragt, wie Sie, Herr Selters, so — spricht er mich noch heute Abend?"

„Kömmt auf die Probe an."

Ludwig ging, ließ sich melden, wurde ins Wohnzimmer des Ministers geführt. Seine Gemahlinn ging in ein Nebenzimmer. „Ich komme nicht für mich, Ew. Excellenz," fing Ludwig mit einer ehrerbiethigen Verbeugung an: „ich komme auch nichts zu bitten; denn was recht ist, denke

ich, gibt sich ohne Bitten." Der Minister lächelte, und sah den Jüngling freundlich an. Er erzählte dem Minister seine Unterredung mit des jungen Stralo's Frau, ohne ihm den Ort zu nennen, wo sie sich aufhielt. Er erzählte dann seine Reise, und die Katastrophe mit dem Pudel. Ein lautes Lachen verrieth die horchende Gemahlinn des Ministers. Er rief sie herein. „Ich bin hier, Ew. Excellenz," fuhr Ludwig fort, „Sie zu fragen, ob der ungerechte Vater wieder einen Verhaftsbefehl gegen die unglückliche Frau erhalten wird, oder nicht?"

„Ich glaube nein, wenn die Sache sich so verhält, wie Sie erzählen, mein Sohn! Aber verhält sie sich wirklich so? Können Sie alles das beschwören, was Sie erzählt haben?"

„Das kann ich, gnädiger Herr, oder ich könnte keinem Eide mehr trauen, wenn es anders wäre. Die Wahrheit hat ihren Stämpel so gut, wie die Unschuld."

„Den aber oft die Fantasie des Zuhörers der Erzählung aufdrückt. Doch liegt nichts Unwahrscheinliches in der Erzählung. Wie aber, wenn er nun einen Verhaftsbefehl bekäme? Was denn?"

„Dann würde ich die Unglückliche in einen Wagen setzen, würde sie über die Grenze führen, wo der Rang die einzige Tugend, und Geld das einzige Verdienst ist; ich würde ihr sagen: Gib dein Glück so lange auf, laß so lange

dein Kind ein Waise seyn, sey du selbst so lange eine jammernde Witwe, bis der Tod den Boshaften wegnimmt, der dich verfolgt."

„Und wenn denn in der Zeit der Sohn selbst sein Weib vergessen hätte; wenn Gram und Jahre den Reitz der Jugend der Frau weggenommen hätten, und der Mann" —

„Nein, das ist nicht möglich! Nein," wiederhohlte er mit Abscheu; „das ist nicht möglich!"

Beyde sahen sich an und lächelten. „Seyn Sie ruhig; wenn es so ist, so soll Ihre schöne Unglückliche wenigstens ruhig leben, wenn ich ihr auch nicht ihren Mann zurück geben kann."

„Nicht? Aber, Ihro Excellenz, doch es mögen Gesetze den Fall verbiethen! Aber ist gar kein Mittel, hier der Strenge der Gesetze auszuweichen? Das Weib, gnädiger Herr, verdient es vor allen, daß das Gesetz einmahl lächelt. Natur, Herz, Menschlichkeit, alles was dem Menschen heilig ist, spricht für diese Frau; o gnädiger Herr, lassen Sie das Gesetz einmahl so menschlich seyn, als es möglich ist! Gnädiger Herr! gnädige Frau! denken Sie, wenn man Sie trennen wollte?"

Ludwig! diese Frage hätte übel ablaufen können! Doch zum Glücke liebte sich der Minister und seine Gemahlinn. Sie drückte ihm die Hand. Der Minister lächelte. „Hören Sie, mein Sohn! ich liebe solche Jünglinge, wie Sie. Das, was

jetzt zu viel ist, wird doch dereinst Sie für zu wenig bewahren. Sie sollen von mir hören. Übermorgen — oder das ist Ihnen wohl zu lange? also morgen um vier Uhr Nachmittags fragen Sie wieder vor. Wir wollen sehen. Sagen Sie nur der schönen Frau, sie sollte ihrer Sicherheit wegen ruhig seyn und hoffen." Der Minister stand auf. Ludwig trat mit glänzenden Augen auf ihn zu. „Gnädiger Herr! ich liebe Sie. Sie haben mich Sohn genannt; erlauben Sie, daß ich Ihre väterliche Hand küsse." Er ergriff seine Hand, und küßte sie. Der Minister drückte ihm die Hand. „Gute Nacht, mein Sohn!" „Gute Nacht!" sagte die Dame. Ludwig flog die Treppe herab in zwey Sätzen; in zwanzig Sprüngen war er unter des Raths Bär Thorwege. Er sah Licht bey seiner unglücklichen Frau. Er konnte Hoffnung bringen. Er schlich leise über den Hof, leise nach der Thüre; er öffnete, ging die Treppe hinauf, pochte an, öffnete, und trat hinein.

Louise erschrack, wie sie einen Unbekannten in das Zimmer treten sah; denn Ludwig war heute in seiner gewöhnlichen Kleidung. „Ich bringe Ihnen gute Nachricht, meine liebe, traurige Freundinn! Sie sind sicher, und der Minister läßt Ihnen sagen, Sie sollen hoffen." Sie stand da, erschüttert von der schnellen Hoffnung; sie breitete die Arme aus, um den Bothen an ihr Herz zu drücken: die Freude zwang sie dazu. Das Dankgefühl mit dem Gefühle ihres Elendes riß

sie vor Ludwigen auf die Knie. Ludwig wollte sie aufheben. Es war nicht möglich. Die Freude hatte sie zu starr gemacht. Er kniete also zu ihr, nahm sie in seine Arme, drückte seinen Mund auf ihren, bath, flehte sie an, ruhig zu seyn, bis sie sich in seinen Armen erhohlte. Nun saßen sie neben einander, und Ludwig erzählte die Begebenheiten des heutigen Tages. Louise weinte über das Gefängniß ihres Mannes, zitterte vor dem Zorne des Barons, lachte über den gerechten Pudel, und taumelte beynahe vor Freude über die Hoffnungen, die der Minister gemacht hatte. Sie nannte Ludwigen ihren Engel, ihren Schutzgott. Sie redete irre vor Freude; sie kniete an dem Lager ihres Kindes, redete das schlafende Kind an, und beschwor es, seinen Wohlthäter zu lieben. Ludwig hatte einen schönen Abend gehabt, die Liebe eines dankbaren Herzens.

Jetzt aber zog er zufällig seine Uhr. Es war um Mitternacht. Er ging mit seinem Himmel im Herzen. Louise verschloß hinter ihm. Er ging eben so leise über den Hof, kam an den Thorweg. Er war verschlossen. Er suchte ein Mittel, ihn zu öffnen. Vergebens! Er stand da, sann wie er hinaus kommen sollte, machte aufs neue Versuche. Vergebens! die Thür blieb verschlossen. Er ging auf den Hof. Eine Todtenstille überall. Louisens Licht war verlöscht, die Thür zum Hinterhause verschlossen. Er warf seine Augen wieder auf das Vorderhaus, und in Hannchens Zimmer-

chen war noch Licht. Er sah lange hinauf. Er sah ihren Schatten noch an der Decke umher laufen. Es war sehr kalt. Er schlich die Treppe hinauf, brachte wenigstens eine gute Viertelstunde auf der Treppe zu, weil jede Stufe wie eine Orgel schrie. Endlich war er oben. Hannchen hatte noch Licht, und summte sich halb laut noch ein Liedchen. „Hannchen!" rief Ludwig durchs Schlüsselloch. Der Gesang schwieg, und Hannchen wurde aufmerksam. „Hannchen! Schwester Hannchen! Bruder Heinrich ist vor der Thüre!" Hannchen flog an die Thür, riegelte auf, öffnete, und wollte eben aufschreyen; da sie ihn aber recht ins Auge faßte, schloß sie Lippen und Thür, und sagte freundlich und schon halb laut lachend: „I Bruder Heinrich! woher noch bey Nacht?" — „Sie haben mich unten eingesperrt." — „Aber wie kommst du noch herein? was willst du noch?" — „Liebes Hannchen, ich will hier bey dir schlafen! Sieh, ich war drüben bey unserer armen Louise. Da versaß ich die Zeit; wir schwatzten und schwatzten, und endlich, wie ich gehen will, ist die Thür verschlossen und ich gefangen."

„Nun warum bleiben Sie denn nicht bey Ihrer armen Louise?" fragte Hannchen ein wenig empfindlich, nur ein klein wenig. — „Wie? siehst du mich etwa nicht gern, Schwester Hannchen?" Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen. — Weg war die kleine maulende dicke Lippe, weg

der empfindliche Ton; auf flogen die lachenden Augen, auf flog das fröhliche Gesicht. „Gern, von Herzen gern!" rief sie: „und wir wollen nun auch recht lachen und scherzen diese Nacht." Ludwig setzte sich. „Aber es wird kalt, Hannchen!" „Recht kalt, Heinrich!" antwortete sie. Sie faßte seine Hand, und wärmte sie in ihren beyden kleinen Händen. „Ich will noch ein wenig einlegen." Sie legte noch Holz ein. Nun kam sie wieder: „Hören Sie, es verdrießt mich doch ein wenig, daß Sie lieber da bey der da drüben sind, als bey mir." Sie nickte dazu böse mit dem Köpfchen. — „Hannchen, daß ich dem armen unglücklichen Weibe Trost gebracht habe, das verdrießt dich?" — Sie sah ihn darauf an, ballte das Händchen, und legte es ihm geballt vor die Stirn; dann sagte sie: „Nein, Bruder Heinrich! geh nur! Ich will wohl warten." Nun setzte sie sich zu ihm, und erzählte ihm von der Räthinn, wie die ihn gelobt habe, und wie sie das Lachen gar nicht hätte lassen können; und dann lachte sie überlaut, so daß Ludwig alle Mühe hatte, sie zum Stillschweigen zu bringen. Es wurde wiederum kalt. Hannchen hing ihm ihre Pelzsaloppe um, um ihn zu erwärmen. „Was willst du aber umnehmen?" fragte Ludwig erröthend, und sah sie starr an. Hannchen folgte seinen Blicken, rief: „Ach, Herr Gott! ich abschenliches Mädchen! Sie flog in

die Ecke, und warf eine Saloppe um ihren offnen Busen, und über die nackten Schultern.

Bis jetzt hatten die beyden unschuldigen Seelen nicht bemerkt, daß Hannchen sich hatte beym Ausziehen von Bruder Heinrich überraschen lassen. Sie hatte nichts, als ein enges kurzes Corsett, an, und ein Röckchen. Ihr Tuch hing schon über dem Spiegel. Rosenroth kam Hannchen wieder mit der seidnen Saloppe zum Vorscheine. Sie wickelte sich jetzt desto fester in das Mäntelchen, und trauete sich nun gar nicht heran. „Hör, Hannchen," sagte Ludwig: „leg du dich schlafen; du mußt morgen wach seyn. Ich kann ausschlafen, so lange ich will." Hannchen wollte nicht. Sie mußte. Sie legte sich also nieder; aber das Gesicht gegen Ludwigen gedreht, die Augen lachend offen sagte sie ein Mahl über das andere: „Ja! wer schlafen könnte!" Ludwig fühlte das Bedürfniß des Hungers. Er hatte zu Abend nichts gegessen. „Hannchen, hast du nichts zu essen? Mich hungert. Ich habe heute Abend noch nicht gegessen." Wie ein Blitz war Hannchen zum Bette heraus, stand mit einem trübseligen Gesichte vor ihm, und erklärte ihm, daß sie nichts hätte, als einen Apfel. Er steckte in ihrer Tasche. Sie suchte ihn; darüber fiel die Saloppe wieder vom Busen. Er hielt die Tasche; sie suchte, und fand nicht. Der Apfel war heraus gefallen. Sie nahmen das Licht, und suchten, und endlich war der Apfel gefun-

den. Ein Stück Torte fand Hannchen noch in einem Schranke. Die Freude leuchtete ihr aus den Augen. Sie brachte ihm eine Torte, und sie verfolgte mit freudigen Blicken jeden Bissen, den er in die Lippen brachte, bis sie aufs neue, auf einen zufälligen Blick in den Spiegel, wieder aufschrie, und nun doch endlich ihr Tuch überschlug.

Hannchen fing nun an, ihn aufs neue wegen ihrer armen Nachbarinn zu verhören, und Ludwig erzählte Hannchen ganz im Kurzen den Zusammenhang. Die Geschichte mit dem Pudel versetzte Hannchen in die lustigsten Launen von der Welt. Sie lachte so laut, daß sie hätte Todte auflachen können. „Herr Gott, still!" rief sie jetzt wieder: „wahrhaftig, wir wecken sonst den Bruder des Herrn auf. Der schläft hier in der Nähe." Allein armes Hannchen, das war längst geschehen. Des Herrn Raths Bruder war den Abend angekommen, und schlief in der Nähe bey Hannchens Zimmer. Die neue Stille sowohl als Hannchens lautes Geplauder und Gelächter hatten ihm keinen Augenblick Ruhe gelassen. Endlich stand er auf. Er sah aus seinem Fenster in Hannchens Zimmer. Er sah zu seinem Erstaunen eine Mannsperson, und Hannchen in einem Leibchen mit offnen Busen umher gehen. Er hielt den ganzen Handel für eine Liebesavantüre; und weil ihn das Geplauder doch nicht schlafen ließ, so wollte er den beyden

einen kleinen Schrecken einjagen. Er schlich also leise von seinem Zimmer durch den Gang, vor Hannchens Zimmer, und horchte.

„Also du warst schon arretirt?“ fragte Hannchen. — „Ja wohl! Ich hatte Mühe, daß ich noch so davon kam.“ — „Mein Gott! dir schlug wohl das Herz recht, daß du gestehen müßtest, wo sie wäre?“ — „Das hätte ich nicht gestanden, und wenn sie mir Daumschrauben aufgesetzt hätten.“ — „Und den Verhaftsbefehl hast du gesehen?“ — „Wie ich dich sehe, liebes Hannchen.“ — „Ach Gott Lob, daß du nichts gestanden hast, sonst wäre das ein schöner Lärm geworden hier im Hause. Wenn die Gerichtsdiener gekommen wären, und hätten sie hier aus dem Hause weggehohlt: ich wäre davon gelaufen. Und die beyden Leute ritten dir nach?“ — „Immer mir nach. Nur konnte mein Pferd besser laufen. Sie suchen mich noch.“ — „Aber mein Gott! lieber Herr, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Sie haben mir ja dreyßig Louisd'or gegeben. Wenn das einmahl jemand bey mir sieht, und die goldenen Ohrringe! Ach Gott, Sie sind doch sehr gütig.“ — „Bey dir ist das Geld sicher; ich werde dir oft Geld aufzuheben geben, Hannchen. Aber Hannchen, weiß denn niemand, daß Louise hier im Hause ist?“ — „Keine Seele! Ich ganz allein. Wie will ich mich freuen, wenn sie erst wieder sicher ausgehen kann, ohne daß ihr die Gerichtsdiener aufpassen.

passen. Nun, morgen kommst du doch wieder? Aber komm ja verkleidet; als mein Bruder. Du sollst morgen Abend hier essen. Die Räthinn glaubts wie ein Evangelium, daß du mein Bruder bist. Sie sollt's aber nur wissen, mir würde es schön gehen!"

Der alte Herr vor der Thür wurde eiskalt, wie er diese saubere Unterredung hörte. Eine Diebesbande im Hause seines Bruders, vielleicht gar Mörder! Er schlich vorsichtig zurück, weckte seinen Bedienten, und stellte den ganz leise, mit einer Pistole in der Hand, vor Hannchens Zimmerthür. Dann eilte er zu seinem Bruder, weckte den, und benachrichtigte ihn von seiner Entdeckung. Der lachte. „Lache morgen mehr! ich habe gehört, was ich gehört habe. Bey Hannchen ist ein Kerl, der sich für ihren Bruder ausgibt, und der ein ausgemachter Spitzbube ist. Er ist heute Morgen schon arretirt gewesen, und die Schnelligkeit seines Pferdes hat ihn gerettet. Ohne dein Wissen steckt hier im Hause noch eine Louise, der die Häscher schon lange nachgesetzt haben. Hannchen hat dreyßig Louisd'or von dem Kerl erhalten. Ein Verhaftsbefehl ist schon da. Steh auf!"

Der Rath sprang aus dem Bette, und fiel seinem Bruder um den Hals. „Um Gottes willen, ist das wahr?" — „Komm, du sollst es hören." Er zog den zitternden Alten vor Hannchens Thüre. Sie horchten. „Der Sohn ist ge-

fangen," fing Ludwig an: „aber wenn wir nur erst sicher sind, daß gegen Louisen kein neuer Verhaftsbefehl gegeben wird; dann hinaus, eine Strickleiter, ein Paar Feilen, die Stangen durchzufeilen, und dann fort!"

Der Rath zitterte und bebte. Er fühlte schon das Mordmesser an der Kehle. Sie gingen zurück, zogen sich eiligst an; schlichen zum Hause hinaus, liefen nach dem Polizeydirector, pochten den aus dem Schlafe, sagten aus, was sie wußten, und erhielten endlich eine tüchtige Wache zur Verhaftnehmung des Diebes.

Während diese Donnerwolken sich über den Scheitel der beyden zusammen zogen, fiel es Hannchen doch ein, zu fragen, wie er nun unbemerkt aus dem Hause kommen wollte; eine Frage, an deren Beantwortung sie noch gar nicht gedacht hatten. Hannchen that allerley lächerliche Vorschläge. Wenn du kleiner wärest, so solltest du mein Zeug anziehen. Das kam ihr so possierlich vor, daß sie laut lachte, und ihm eine von ihren Hauben aufsetzte. Sie wollte sich todt über den Anblick lachen. Ludwig ließ mit sich machen, und gähnte. Er war herzlich müde. In dem Augenblicke pochte der Rath an die Thür, und rief: „Hannchen, mach auf!" Hannchen wurde blaß, wie der Kalch an der Wand; Ludwig sprang mit der Haube auf, öffnete einen Kleiderschrank, stieg hinein, zog den Schlüssel ab, und verschloß inwendig.

Noch immer pochte man. Hannchen blies das Licht aus, that, als ob sie vom Bette aufstände, öffnete die Thüre, und der Rath nebst seiner schrecklichen Gesellschaft trat herein. „Wo ist der saubere Herr?“ fragte der Anführer der Häscher. Hannchen konnte vor Zittern nicht antworten. „Den Schrank aufgemacht!“ schrie eben diese fürchterliche Stimme. Der Schrank that sich auf, und Ludwig trat ruhig hervor, noch immer Hannchens Haube auf seinem Kopfe. Ludwig sagte: „Sey ruhig, Hannchen! Morgen sehen wir uns.“ „Hoffentlich; aber in Ketten! Marsch!“ Sie nahmen Ludwigen in die Mitte, und führten ihn ab. Hannchen behielt einen Wächter.

Ludwig stand vor dem Polizeydirector. Ein Secretair in der Schlafmütze saß da, und hielt in der zitternden Hand seine Feder.

„Wer seyd Ihr, mein Freund?“ — „Ich heiße Ludwig Burchhard.“ — „Wie heißt Euer Vater?“ — „Wie Ich, Ludwig Burchhard.“ — „Wo seyd Ihr her?“ — „Von Ellbergen, bey * * *.“ — „Was seyd Ihr? Was treibt Ihr?“ — „Ich bin nichts, gar nichts, und treibe auch nichts.“ — „Also ein Vagabunde?“ „Nennt man alle Leute, die kein Amt haben, Vagabunden?“ — „Was ist Euer Vater?“ — „Herr von Ellbergen.“ — Wie? was? wie versteht Ihr das?“ — „Nun, mein Vater hat das Gut Ellbergen gekauft.“ — „Hm! hm!

also eine Standesperson? Wo kommen Sie her?" — „Aus einem Kleiderschranke." — „Und wo wollen Sie hin?" — „Mich schlafen legen." — „Wo ist der Kläger? Aha, Herr Rath! Ja, ja! Haben Sie sich für einen Dilling ausgegeben?" — „Ja." — „Weßhalb?" — „Ich wollte Hannchen sprechen. Die Frau Räthinn ist sehr strenge." — „Sind Sie heute oder gestern Morgen schon ein Mahl arretirt gewesen?" — „Ja, gestern und heute Morgen. Ich will aber hoffen, daß das nicht zur Gewohnheit wird." — „Weßhalb aber?" — „Ich dächte, das ginge Ihnen nichts an, und mir wäre es nützlicher zu wissen, weßhalb ich heute arretirt bin." — „Wie kommen Sie in die Haube?" — Ludwig fuhr mit der Hand an den Kopf. Er lachte. „J nun, mit dem Kopfe." — „Wo halten Sie sich sich hier auf?" — „Ich wohne bey dem Banquier Selters." — „Geh doch Einer, und hohle ihn: Ich ließe Herrn Selters bitten, zu mir zu kommen. Ein junger Mensch berufe sich auf ihn! Wer ist die Louise?" — „Welche Louise?" — „Die sich bey dem Herrn Rath aufhält, zwar heimlich." — „Hält sich bey Ihnen heimlich ein Frauenzimmer auf?" — „Wissen Sie nichts von einer Louise, auf die ein Verhaftsbefehl gegeben ist? Junger Herr, ich bin Obrigkeit." — „Ja, ich weiß von ihr; allein — erlauben Sie mir — die Sache will der Minister *** beendigen." — „Wer ist der

Mensch, den Sie aus einem Gefängnisse los machen wollen?" — „Die Sache betrifft wieder den Minister. Sie sind Obrigkeit; aber der ganze Handel ist so lächerlich!" — „Nicht so lächerlich, als Sie denken. Sie geben sich einen fremden Nahmen, schleichen sich in fremde Häuser, führen verdächtige Gespräche. Ich will wohl glauben, daß es nichts, als ein Liebeshandel, gewesen ist. Aber man sollte doch auch nicht Mädchen verführen; und die Gesetze bestrafen auch dergleichen Handlungen in dem Hause ehrenwerther Bürger." „Mein Herr! lieber will ich stehlen und auf der Landstraße rauben, als ein Mädchen verführen. Glauben Sie mir das! ich bin völlig unschuldig, so gut, wie Hannchen. Bloße Zufälle haben Ihnen die unruhige Nacht gemacht."

In dem Augenblicke trat Herr Selters in die Thüre. „Ach guten Morgen, Herr Selters! dieser junge Mensch" — „Sieh da, sieh da, mein lieber Herr Burchhard! also hier bey dem Herrn Polizeydirector? Nun, was gibts?" — „Also Sie kennen den jungen Herrn? Er hat heute Nacht bey der Kammerjungfer des Herrn Rath Bär zugebracht, und da haben sich denn noch allerley verdächtige Dinge ergeben. Lesen Sie einmahl das Protokoll vor!" Man las das Protokoll. Herr Selters cavirte für den jungen Herrn. Ludwig ging auf den Rath Bär ein.

„Herr Rath! ich habe Ihnen eine sehr unruhige Nacht gemacht; ich hoffe schon, in ein Paar Tagen Ihnen meine völlige Unschuld zeigen zu können. Ich achte Ihr Haus zu sehr, wie jedes Haus in der Welt, um ein Mädchen darin zu verführen. Reißen Sie Hannchen aus der Angst, worin sie ohne Zweifel ist. Sie ist das unschuldigste Geschöpf, das ich kenne. Ich hoffe, Ihnen das beweisen zu können.“ Der Rath versprachs. Man gähnte von allen Seiten, und man ging halb schlafend aus einander.

Ludwig, der jetzt ein neues Verhör von Herrn Selters befürchtete, lief immer zehn Schritte voraus, und sagte bey jedem Schritte: „Ich kann den Mund nicht mehr aufthun, so müde bin ich!“ Herr Selters hatte aber noch keine Zeit zu fragen; denn er überlegte bey sich, ob er dem jungen Herrn noch jetzt sagen solle, oder nicht, daß sein Vater angekommen sey.

Wirklich war Herr Burchhard, und was noch mehr ist, Rose mit ihm gestern Abend in Cassel angekommen. Ohne Rosen zu drängen, hatte Herr Burchhard ein Fädchen des Verlangens nach dem andern in dem Herzen Rosens wieder angeknüpft, und das ganz allein durch seine Erzählungen von Ludwigen, von seinem Schmerze über Rosens Grausamkeit, von seinen Thränen über ihren Verlust. Kam Rose von Burchharden, so fiel sie Marien in die Hände, die sie mit einem unendlich rührenden Gesichte

bath, nicht undankbar gegen den besten aller Menschen zu seyn; dann streichelte ihr Ludwigs Mutter die Wange, lächelte ihr zu, und sagte: „Rose! du thust deinem Ludwig Unrecht.“ Tante hieß sie eine ausgemachte Närrinn, und die Großmutter rief im bittern ernstlich gemeinten Grimme: „Ey was? was du dir einbildest, Jungfer, das ist Ludwig alle Tage, und noch ein Mahl so viel obendrein!“

Rose also von allen Seiten im Gedränge, und noch mehr als von allen, von ihrem eigenen Herzen gequält, Rose mußte sich entschließen, die Verbannung Ludwigs zu endigen. Noch hatte sie nichts gesagt, nichts versprochen; allein sie antwortete schon nicht mehr auf die Einwürfe und Vorstellungen ihrer Verwandten; und da der alte Burchhard ihr einmahl wieder eine ganze Stunde von Ludwig erzählt hatte, und sie mit einem lächelnden, bewegten Gesichte da saß, und Burchhard auf ein Mahl rief: „Höre Rose, ich will nach Cassel; fahre mit mir!“ so sprang sie auf, und rief mit einer kindischen Freude: „Ja! ich will mit!“ Der Wagen wurde angespannt. Rose hüpfte hinein. „Wohin?“ fragte alles. „Nach Cassel!“ antwortete Rose. „Grüßt ihn, und bringt ihn mit!“ Der Wagen rollte dahin.

Wie sie Cassel näher kamen, so fiel es Rosen denn doch wohl zuweilen ein, ob sie nicht zu viel thäte, ihn selbst abzuhohlen. Wie sie vor

dem Hause des Herrn Selters hielten, so ging ihr Athem schneller; eine lebhafte Röthe lag auf ihrem Gesichte. „Ach, Vater!“ rief sie: „Sie sollen es nur wissen. Ich thue zu viel.“ Der Alte lachte. „Sey du kalt, Rose, so kalt du willst!“ Sie zitterte, wie sie ausstieg. Sie dankte dem Himmel, wie sie hörte, er sey nicht zu Hause. So oft die Thüre aufging, blieb ihr das Wort in den Lippen hängen. Ludwig kam nicht, kam um zehn Uhr nicht, kam nicht um eilf. „Hm! hm! wo steckt er?“ sagte Herr Selters; „eine Nacht ist er noch nicht weggeblieben.“ Man legte sich endlich zu Bette, weil die Reisenden ermüdet waren. Rose that kein Auge zu. Sie horchte auf jedes Geräusch. Alles war still im Hause. Endlich pochte man. Rose stand leise auf, und horchte. Es war der Bothe von dem Polizeydirector. Sie hörte, daß ein junger Mensch, der arretirt sey, sich auf Herrn Selters berufen habe. Herr Selters sagte: „Sogleich! das ist Burchhard! der, arretirt? weßwegen?“ Er ging; und Rose ging unruhig in das nächste Zimmer, und wartete auf seine Zurückkunft. Hier saß sie und fror, bis endlich beyde zurück kamen.

Herr Selters war entschlossen, Ludwigen nichts von seines Vaters Ankunft bis am Morgen zu sagen; allein nun fing er auch an, desto neugieriger zu werden, wie Ludwig zum Polizeydirector gekommen sey. Ludwig wollte ihm

sogleich bey der Hausthüre mit einem „Gute Nacht, Herr Selters!" entwischen, allein Herr Selters faßte ihn an dem Rockschoße. „Noch ein Wort, lieber Burchhard, ehe Sie hinauf gehen!" Rose näherte sich der Thüre, und horchte. „Also Sie waren heute Nacht in Bärs Hause?" — „Ja." — „Und bey der hübschen Jungfer auf der Kammer?" — „Ja." — Allein mit ihr?" — „Allein mit ihr." — Hatten sie etwa wieder etwas im Auge?" — „Nein." — „Und Sie hatten wohl Lust, die ganze Nacht bey dem hübschen Mädchen zu bleiben?" — „Ja." — „Wie waren Sie denn hinauf gekommen?" — „Ich schlich mich hinauf." — „So? Sie erschracken wohl sehr, wie der Rath Sie störte?" — „Sehr." „Und da krochen Sie in den Kleiderschrank?" — „Richtig." — „Aber wie kamen Sie in die Haube?" — „Das hübsche Mädchen wollte mich in Weibskleidern zum Hause hinaus bringen." — „So? Sie hatte sich wohl eben hinlegen wollen?" — „Wie so?" — „Weil Hannchen schon entkleidet war. Denn wie Herr Bär sagte, hatte sie schon das Tuch von der Brust genommen." — „Ich fand sie schon ohne Busentuch." — „So? eine schöne Wirthschaft! des Nachts sich mit einem halb nackten, hübschen, jungen Mädchen attrapiren lassen! Wie kam das denn?" — „Das Mädchen weckte Herrn Bär wahrscheinlich mit ihrem Lachen." — „Worüber lachte sie denn so laut?" — „Ich bin sehr

müde, Herr Selters!" — „Apropos! glauben Sie nicht, daß man das für einen Liebeshandel halten wird?" — „Natürlich!" — „Und daß Sie mit allen ihren Ausdrücken mich dieß Mahl nicht bereden werden." — „Ich will Sie dieß Mahl nicht bereden." — „Wer ist denn die Louise?" — „Ein hübsches, junges Weib." — „Bey der Sie auch nächtliche Besuche machen?" — „Ich war nur bis um Mitternacht bey ihr." — „Heute?" — „Gestern wollen Sie sagen, ja!" — „Und von da?" — Schlich ich zu Hannchen." — „Zum Teufel mit ihrer Ruhe! Aber Hannchen weiß es ja mit Louisen?" — „Ja." — „Und ist nicht eifersüchtig?" — „Ein ganz klein wenig war sie's." — „Und Sie passiren in Bärs Hause für Hannchens Bruder?" — „Ja." — „Und wer sind Sie bey Louisen?" „Ich selbst." — „Zum Teufel, Sie hätten sich Verdruß machen können mit ihrem Liebeshandel." — „Das wäre möglich gewesen." — „Hannchen wird weggejagt werden." — „So nehm' ich sie zu mir." — „Sie?" — „Ich." — „Und Louise? was wird mit der?" — „Das wird sich morgen zeigen." — „Sie haben schöne Bekanntschaften; ein Mädchen, das des Nachts von Ihnen Besuche annimmt, halb nackend ist, und ein Frauenzimmer, das so berüchtigt ist, daß ihr die Häscher nachstellen! Wo waren Sie denn gestern in Arrest?" — „Vier Meilen von hier, beym Herrn von Stralo." — „So? auch

um ein Frauenzimmers willen?" — „Ja." — Aber der Teufel! davon hab' ich ja nicht das Mindeste gemerkt, außer etwa den Abend, wie ich Sie mit dem Mädchen in der possierlichen Stellung auf der Gasse antraf. Ich ahndete damahls gleich nichts Gutes. Ich wollte, Herr Burchhard, Sie ließen dergleichen." —„ Ich wollte, ich läge im Bette. Gute Nacht, Herr Selters!" „Gute Nacht, lieber Burchhard!"

Kaum war Ludwig zur Thür hinaus und die Treppe hinauf, so erschien sein Vater. „Es ist doch nichts vorgefallen, lieber Freund?" fragte er Herrn Selters. — „Nichts, lieber Freund! Ihr Sohn schleicht heute Nacht zu der Kammerjungfer der Räthinn Bär." — „Wie, mein Sohn?" — „Sie sind ein wenig zu laut mit Lachen." — „Wie? lieber Selters, nicht möglich!" — „Warum nicht? das Mädchen ist sehr hübsch, und er jung. Ist auch nicht das erste Mahl, daß er da ist. Sie werden ertappt, und Ihr Sohn wird in einer Haube von Hannchen zum Polyzeydirektor gebracht, weil man ihn für einen Dieb hielt." — „Wie? sicher kein Liebeshandel!" — „Nicht? Das Mädchen, mit offnem Busen, mit bloßen Schultern, mit einem Röckchen sitzt ihm auf dem Schoße, nennt ihn du, umarmet ihn, küßt ihn, hat sich mit ihm eingeschlossen und so weiter? Und das ist kein Liebeshandel? Hm! wenn das nur der Einzige wäre, so möcht' es hingehen. Aber ausser diesem

hat er wenigstens noch zwey, einen mit einer Louise, wahrscheinlich so einer barmherzigen Schwester; denn die Häscher suchen sie, und noch einen auswärts, deßwegen er schon im Arrest gesessen hat." — „Lieber Selters, ist es alles so?" — „Ihr Sohn hat es selbst zu Protokoll dictirt." — „So führt ihn doch immer ein böser Geist! daß er immer gerichtlich seine Schande gestehen muß! Hören Sie, lieber Freund, lassen Sie ums Himmels willen nichts von allem diesem das junge Frauenzimmer merken, das ich bey mir habe." — „Nicht ein Wort! Apropos, ist das etwa seine Zukünftige?" — „Ja." — „Also kein Wort! gute Nacht!" — Sie gingen.

Nun, lieber Leser, stelle dir vor, daß Rose an der Thüre des Zimmers horchte, worin diese beyden Verhöre gehalten wurden, und daß sie also kein einziges Wörtchen von beyden Verhören verlor. Stelle dir auch den Zorn vor, der in Rosens Herzen erwachen mußte, wie sie nun überzeugt war, daß Ludwig ein niederträchtiger Mensch sey, der die Achtung keines Frauenzimmers verdiene, und sie hätte sich bereden lassen, nach Cassel zu gehen, und ihn im Triumph abzuhohlen! „Elender Mensch!" rief sie mit geballten Händen und fest auf einander gedrückten Zähnen. Dann ergoß sich ihre Wuth in einen Thränenstrom; und wenn sie sich die Thränen abtrocknete, so rief sie: „Nein! er verdient keine Thräne, der niederträchtigste, der abscheulichste

aller Menschen! Er verdient es nicht, daß ich an ihn denke! Nun und nimmermehr will ich ihn nehmen!“ Sie fing an zu überlegen, was sie thun sollte. Sehen mußte sie ihn; weg konnte sie nicht. Noch mehr: sie war selbst dem Alten Schonung schuldig; und so nahm sie sich denn vor, ihn gar nicht bemerken zu lassen, daß sie ihn verabscheue, ihn kalt und ruhig zu behandeln, und nur die erste Gelegenheit zu ergreifen, von ihm los zu kommen. Das schien Rosen so leicht, daß es ihr schon zu lange dauerte, ehe sie ihn sah. Am Morgen zog sich Rose an, und zwar, wars eine kleine Boßheit? sehr gut. Sie war schön, wie die jüngste Grazie, und — die etwas aufgelaufenen Augen abgerechnet, die Minchen bemerkte, unübertrefflich. Sie lachte, aber wie es Burchhard bemerkte, ohne gute Laune zu haben. Endlich um neun Uhr öffnete sich denn die Thüre, und Ludwig starrte Rosen an. Er erröthete; er zitterte: endlich flog er auf sie zu mit dem lauten Geschrey: „Endlich, meine Rose!“

Rose stand da ein wenig verfärbt, ein wenig zitternd; sie stotterte mit einer Stimme, deren Herr sie nicht war, hervor: „Sie machen sich so selten, Herr Burchhard, daß man sogar Reisen unternehmen muß, um Sie zu sehen!“ Das Späßchen aber kam so unspaßhaft heraus, daß man Mitleid mit Rosen hatte. Ludwig stand verlegen da. — Burchhard hatte freylich noch etwas böses Wetter erwartet, aber keinen solchen

gemahlten Sonnenschein. Ludwig ergriff Rosens Hand: „Und hast du die Reise gemacht, um zu quälen, Rose?" fragte er. — „Um Sie zu quälen? Nein, ich hoffe, sehr vergnügt hier mit Ihnen zu seyn. Sie sollen uns umher führen, Herr Burchhard! Sie sollen" — weiter konnte doch das arme Mädchen nicht. Eine Thräne drängte sich in ihre Augen, die sie zu Boden geschlagen hatte; die Stimme versagte ihr. Sie schlug jetzt das nasse Auge auf Ludwig. Ihre Empfindung mahlte sich in dem einzigen Blicke: Abscheu und ein zerrissenes Herz.

Ludwig ließ bey diesem Blicke ihre Hand fahren. Er faltete die Stirn kraus. Er sah seinen Vater an, der sich ihm näherte, und ihn in die Arme schloß. „Also Rose heißen Sie?" fragte Minchen, und lachte: „Sie sind also die Rose, über die Herr Burchhard beynahe Schläge bekommen hätte? Er darf sich noch nicht wieder im Schachzimmer sehen lassen." Sie erzählte Ludwigs Zerstreuung, und Rose begleitete die Erzählung mit einer Bemerkung, daß Herr Burchhard oft sehr zerstreut wäre. „Ich bin mit ihm erzogen," sagte sie: „unsere Kindheit verlebten wir zusammen; aus diesen Jahren stammt sich auch das vertrauliche Du noch, mit dem er mich beehrt. Nachher kam ich von ihm weg nach Braunschweig, und hier finden wir uns wieder." Nach und nach war Rosens Ton völlig ruhiger, oder weniger gespannt geworden. Sie wagte es so-

gar, ihn selbst anzureden, nach allerley Kleinigkeiten zu fragen. Ludwig hatte beynahe alle Besinnung verloren. Er antwortete wie ein Mensch, der blöde ist, und er nahm der ersten Gelegenheit wahr, seinen Vater allein zu nehmen. Allein Rosens Benehmen war für den Alten eben so sehr ein Räthsel, wie für Ludwigen. „Hm!“ sagte der Alte: das Betragen scheint mir Koketterie zu seyn. Verächtlich möchte ich dich nicht gern sehen, Ludwig! Mach, was du willst; indeß, mein Sohn, gib auf Rosen Acht. Dann fragte der Vater den Sohn nach den Begebenheiten dieser Nacht. Ludwig erzählte sie ihm ganz simpel. Der Alte umarmte ihn mit dem Entzücken der befriedigten Vaterempfindung. Das brachte Ludwigen auf das arme Hannchen, und er ging, um sich nach ihr zu erkundigen.

Man fragte nach ihm, und Burchhard sagte: „Er ist zum Rath Bär gegangen.“ Rose drehete sich ab, und ging auf ihr Zimmer. In einer Stunde war Ludwig wieder zu Hause. Er hatte der Räthinn seine ganze Begebenheit mit Hannchen und Louisen erzählt. Hannchen wurde abgehört; Louise erschien selbst, von Ludwig geführt. Sie erregte der Räthinn Mitleiden, und man beschloß allgemein, Louise solle Ludwigen um vier Uhr zum Minister begleiten. Hannchen beschloß den ganzen Handel mit ihrem gewöhnlichen fröhlichen Lachen. Rose blieb sich auch unter Mittag gleich. Sie war freundlich und kalt

gegen Ludwig. Sie beantwortete keinen seiner Blicke, die er voll unaussprechlicher Unruhe auf sie warf. Nach Tisch traf er sie allein. „Rose!" fing er mit seinem herzlichen Tone an: „Hören Sie, Herr Burchhard!" sagte Rose schnell: „Sie heißen mich immer Rose; ist Ihnen das noch nicht beygefallen, daß das jetzt unter uns unschicklich ist?" — „Unter uns? großer Gott! unter uns unschicklich?" — „Sie mögen das nicht glauben; nun so thun Sie mir das zu Gefallen, und nennen Sie mich, wie mich alle anderen Männer nennen, Sie und Gellner."

Er schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Sag doch nur, was habe ich dir gethan?" — „Aber mein Gott, muß man sich denn hassen, um sich höflich zu behandeln?" In dem Augenblicke kam Minchen. „Hören Sie, lieber Burchhard, da die Mamsell Rose und ich nehmen Sie heute Nachmittag in Beschlag: Sie sollen uns ein wenig in Cassel herum führen, und dann heute Abend mit uns in die Komödie gehen." Er sah Rosen an. Rose lachte: er besinnt sich darauf. — „Unglücklicher Weise kann ich heute nicht: ich muß zum Minister Schlag vier Uhr. Gott weiß, wie nah es mir geht!" Rose verbeugte sich: „Geschäfte gehen vor, Herr Burchhard! Wir müssen denn allein gehen!" Rose hüpfte mit Minchen in den Garten, und Ludwig blieb da, wie eingewurzelt, stehen. „Lieber Gott!" sagte er, und

schlug seinen Blick fromm und traurig an die Decke: „ist das möglich?“

Er mußte gehen. Louise wartete auf ihn. Die Räthinn Bär hatte Louisen, die von ihrer Gestalt war, Kleider geliehen. Ludwig nahm sie unter den Arm, und ging mit ihr. Beyde sahen kummervoll vor sich nieder: er dachte an Rosen, Louise an ihr Schicksal. Sie gingen durch den herrschaftlichen Garten. Louise bath ihn, ein wenig mit ihr auszuruhen. Er setzte sich mit ihr, und bath sie, ruhig dem Minister jede Frage zu beantworten. „Glauben Sie mir, liebe Louise,“ sagte er, „Ihr Schicksal ist dem glücklichsten Ende nahe.“ Louise zweifelte, und sie gestand Ludwigen ihre Furcht, vor dem Minister zu erscheinen. Er sprach ihr Muth ein; er drückte ihre Hand; er nannte sie seine liebe, seine theure Louise, und das alles mit dem Feuer eines Traurigen, der sich selbst unglücklich fühlt. Und zehn Schritte von ihnen saß Rose und Minchen, und beobachteten sie. Minchen hatte Rosen in den Garten geführt. Schon von weitem erblickte Rose Ludwigen mit einem Frauenzimmer. „Das ist zu arg,“ rief Minchen: „uns so anzuführen mit seinem Minister! Ein schöner Minister! Eine schöne Gestalt!“ Louise sah sich um, und Rose wurde sehr bitter; denn sie konnte es nicht läugnen, es war ein schönes Gesicht, das sich umsah. Sie setzten sich, die beyden Mädchen hinter ihnen ebenfalls. Rose sah mit gebro-

chenem Herzen Ludwigs Benehmen gegen das schöne Weib. Sie hörte, daß er sie meine schöne, meine theure, meine liebe Louise nannte. Das war zu arg. Ihr Auge wurde beynahe blind; der arme Fächer mußte es entgelten. Er riß in dem heftigen Auf- und Zumachen von einander, und es war ein Glück, daß Minchen eben so sehr aus Neugierde mit dem Paare beschäftigt war, als Rose aus Eifersucht. Ludwig und Louise gingen endlich, und Rose fand eben so viel an Louisens Schönheit zu tadeln, als Minchen zu loben.

Indeß war Ludwig mit Louisen bey dem Minister angekommen. „Hier, Ihro Excellenz, bring ich Ihnen die Unglückliche selbst, um Sie mit einem Mahle von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen." Louise zerfloß in Thränen. Der Minister machte ihr Muth, noch mehr aber seine Gemahlinn, die sich zu Louisen setzte, und mit einem aufrichtigen Bedauern ihr ihre Freundschaft anboth. Louise erzählte ihre Geschichte, und mit einem solchen eindringenden Tone, der nur der Wahrheit eigen ist, und der den Minister würde überzeugt haben, wenn er nicht schon überzeugt gewesen wäre. Er hatte sich nach Louisen erkundigt, und überall hörte er, daß ihr nichts zu einer Gemahlinn des jungen Herrn von Stralo fehle, als einige Ahnen. „Ihr Gemahl," sagte er sanft, „hat gefehlt, und Sie haben gefehlt. Eine Heirath ohne die Einwilli-

gung des Vaters ist gegen das Gesetz. Aber mich dünkt, Sie sind nun genug gestraft. Sie haben Recht, mein lieber Burchhard! wenn das Gesetz hier nicht lächeln wollte, so dürfte es nie lächeln. Ich hoffe Ihnen Ihren Mann wieder zu geben, den Ihnen ein vielleicht zu vertheidigtes Vorurtheil entrissen hat. Seyn sie ruhig, und morgen, Madame, kommen Sie mit Ihrem Kinde zu mir; aber ja mit Ihrem Kinde. Ich will Ihnen meinen Wagen senden. Wo wohnen Sie? Morgen Vormittag. Und Sie, lieber, junger Mann, begleiten Ihre schöne Unglückliche." Louise sagte ihre Wohnung. Dann wollte sie sich dem Minister zu Füßen werfen. Er fing sie auf, und küßte ihre Wangen. „Morgen mehr! Vergessen Sie nicht, Ihr Kind mitzubringen. Sie werden hier Gesellschaft finden."

„Gnädiger Herr, Gesellschaft? bedenken Sie" —

„Nur auf diese Bedingung, daß Sie mich machen lassen. Jetzt gehen Sie! Ich muß fort: Morgen mehr." Sie gingen beyde, gerührt von des Ministers Güte; und kaum hatte Ludwig Louisen an die Räthinn Bär abgeliefert, und von Hannchen im Vorübergehen einen Kuß bekommen, so flog er die Treppe hinab, und in die Komödie, wo er Rosen vermuthete. Sie war nicht da. Er suchte sie in allen Logen. Sie war nicht da. Er kam endlich um neun Uhr verdrießlich zu Hause an.

„Wo bist du denn aber auch den ganzen Tag gewesen?“ fragte Burchhard, dem seine Abwesenheit und Rosens Verdruß aufgefallen war. „In der Komödie,“ antwortete Ludwig mit gerunzelter Stirn. „Der Minister ist ein hübscher Mann,“ sagte Minchen lachend: „und Sie sind ein schöner Herr mit Ihren Vorwänden. Also in der Komödie? und das sagen Sie uns so trocken? Mein Gott, Sie sind wieder zerstreut. Sie haben gewiß den Minister wieder vergessen.“ Ludwig antwortete darauf nicht; denn er hatte Rosen in den Augen. Sie saß da, und lachte ein wenig boshaft, ohne aufzusehen. „Nun, sind Sie morgen etwa wieder beym Minister?“ fragte Minchen. — „Ja, morgen Mittag; aber von fünf Uhr an bin ich ganz frey.“ — „Der Minister liebt Sie wohl, Herr Burchhard, weil er sich gern verkleidet?“ — „Wie so?“ — „Pfui, Minchen!“ sagte Rose; „wer will einen Menschen so quälen? Der arme Minister!“ Beyde Mädchen brachen in ein lautes Gelächter aus, das eben nicht dazu diente, den armen Jungen wieder zu sich selbst zu bringen. Der alte Burchhard verlangte die Ursache des Lachens und der Verwirrung seines Sohnes zu wissen; die Mädchen antworteten mit nichts als Lachen, und endlich liefen sie beyde weg. Ludwig sah sie den Abend nicht wieder. Er ging mit seinem Vater hinauf. Er erzählte ihm seufzend Louisens Geschichte, klagte über Rosen, de-

ren Betragen immer unbegreiflicher wurde, „Wenn sie maulte, so wäre zu hoffen," sagte der Vater brummend; „aber sie scheint deiner zu spotten. Ludwig! der Aufenthalt in Braunschweig scheint ihr Herz umgekehrt zu haben." Ludwig seufzte. „Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich machte den kalten Beobachter, und ließe sie fahren, wenn sie glaubt, dich zum Narren zu machen." Ludwig seufzte. „Übermorgen will ich fort. Willst du mit?" — „Ja; ich denke, wenn ich erst mit Rosen allein bin, so" — — „Lieber Ludwig, das Mädchen — Nun Gott weiß, was sie hat. Sey vorsichtig!" Ludwig seufzte, und seufzte jetzt tiefer; denn er hörte Rosens laute schallende Lache im Hause. Sie schäckerte mit Minchen zu Bette. Er ging auch.

Ludwig wollte den Knoten mit einem Mahle aufhauen. „Nein, bey Gott!" sagte er zu sich selbst; „sie muß, sie soll mir sagen, was sie hat!" Rasch ging er nach Rosens Zimmer. Er öffnete es leise. Er öffnete die Kammerthür. Rose schlief schon. Er hörte das Säuseln ihres süßen Athems. Ihre Hand lag auf der Decke. Sanft ergriff er die Hand. Rasch richtete sich Rose im Bette auf. „O erschrick nicht!" fing er an: „ich bin es, meine Geliebte! Höre mich an, ich bitte dich. O Geliebte! höre mich an! o Gott, wie innig lieb' ich dich!" Er schloß sie in seine Arme. Allein ein durchdringendes Gekreisch, und noch dazu von einer fremden Stimme, schmetterte ihn beynahe zu Boden. „Still! still!" rief er: „ich

habe mich geirrt.“ Er hielt dem Mädchen die Hand auf den Mund, um ihr Geschrey zu dämpfen. Aber je mehr er bath, desto entsetzlicher schrie sie, und nach einigen Augenblicken war das ganze Haus bey Ludwig und der Kammerjungfer der Madam Selters in der Kammer.

Ludwig stand wie eine Bildsäule der Schande, ohne alle Bewegung, mit vor Scham brennenden Wangen da. „Was schreyt sie denn so entsetzlich?“ rief Herr Selters ärgerlich. — „Ja mein Gott! weinte die ihm entgegen: „Herr Burchhard da überfällt mich hier im Bette, und will mich umarmen.“ — „Aber, zum Teufel! lieber Burchhard, Sie sind ja auf die Kammerjungfern, wie versessen. Das ist ja Nacht vor Nacht!“ — „Lieber Herr Selters, ein unglücklicher Irrthum!“ — „Ey was, der Irrthum kommt zu oft.“ — „Aber das ist ja der Mamsell Gellner Kammer.“ „Aha! also doch wohl ein Irrthum. Ich bedaure Sie, lieber Burchhard! der Schreyhals da konnte ja erst fragen, zu wem Sie wollten.“ —

Rose erröthete. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Selters, sagte sie heftig, wenn Sie glauben, daß dieser Besuch mich etwa hat gelten sollen. Herr Burchhard weiß, daß ich nicht hier schlafe. Ich habe es ihm selbst gesagt, daß ich bey Mamsell Minchen schlafen würde.“ Selters sah Ludwigen an. Ludwig begriff, daß Rose hier in einen üblen Verdacht fallen könnte, ob sie

ihm gleich davon nichts gesagt hatte, daß sie bey Minchen schlafen würde. Er sagte langsam: „Nein, ich wußte, daß Mamsell nicht hier schlief." — „Aber wie zum Henker, wem sollte denn der Besuch gelten?" „Niemanden!" — „Aber wie kommen Sie denn hier her?" — „Gott weiß ich ging spatzieren." — „Spatzieren? bey Nacht? Nun das muß ich sagen, Sie sind ein wunderlicher Mensch! Aber da der Schreyhals sagt ja, Sie haben sie umarmt?" — „Ja, er sagte, ich wäre seine Geliebte, und umarmte mich." — „Bey Gott, ein eigenes Spatzierengehen! Warum umarmten Sie denn das Mädchen?" Ludwig sah Herrn Selters groß an. Er wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Heftig fing er an: „Sie hören ja!" — „Nun was höre ich? ich höre nichts." — „Ich wußte, daß die Jungfer mit Mamsell Gellner den Schlafort vertauscht hatte — Und" ... „Und?" ... „Da ... ging" — „da gingen Sie hierher spatzieren, und umhalseten da die Donna, und die schrie, und wir kamen dazu? Nun, lieber Burchhard gehen Sie wieder nach ihrer Kammer spatzieren, und machen Sie es wenigstens, wenn Sie nun einmahl spatzieren gehen müssen, bey Tage aus, daß die Leute nicht so entsetzlich schreyen. Ich habe Lust, wenigstens eine Nacht um die andere zu schlafen." — „Ja, Herr Selters, das will ich thun." —

Herr Selters nahm seine Frau unterm Arm,

und ging; Rose faßte die kichernde Wilhelmine an, und ging. Ludwig warf sich voller Verzweiflung auf einen Stuhl, und die Kammerjungfer schrie aufs neue: „Aber mein Gott! er bleibt ja hier!“ Ludwig sprang auf, und war in drey Sätzen auf seinem Zimmer, und hier fluchte er von Herzen über sein Unglück.

So sehr Rose auch fühlte, wie viel sie Ludwigen für sein Bejahen ihrer Nothlüge schuldig war, so wurde doch diese sanftere Empfindung von dem Strome ihrer so sehr bittern Gefühle weggerissen, und sie stand am Morgen eben so entschlossen, völlig gleichgültig gegen ihn zu seyn, als den Tag vorher, auf. Sie bath Minchen, mit ihr spatzieren zu gehen. Ludwig hoffte, auf die Minute sie allein zu sprechen, und Sie war fort, und noch nicht wieder zurück, wie er zu Louisen mußte. Er fand Louisen ihrem Stande nach gekleidet, voll Erwartung, warum der Minister sie mit ihrem Kinde geladen hätte. Sie fuhren hin. Man führte sie in ein Zimmer, wo für zwey gedeckt war. Des Ministers Gemahlinn kam. „Sie essen mit mir, meine liebe Freundinn! und Sie Herr Burchhard, gehen zu meinem Mann.“ Sie führte ihn durch verschiedene Zimmer bis an eine Thüre. „Hier!“ sagte sie. Er ging hinein, fand den Minister in einer kleinen Gesellschaft, in der er sogleich den alten Herrn von Stralo unterschied. Der Minister nahm Ludwigen bey der Hand, und

stellte ihn der Gesellschaft mit diesen Worten vor: „Ein Jüngling, dessen Freund ich bin. Sein Nahme ist Burchhard.“ Stralo erröthete. Man setzte sich zu Tisch. Das Gespräch blieb allgemein; nur merkte Ludwig, daß auch Louisens Mann mit in der Gesellschaft, und sogar bey Tisch sein Nachbar war.

Der junge Mann redete wenig; ein schwerer Kummer hing auf seiner Stirn. Nach Tisch verlief sich die Gesellschaft in die benachbarten Zimmer. Der Minister und der alte Stralo blieben allein, und ein Wink des Ministers hielt auch Ludwigen. „Herr von Stralo!“ fing der Minister an; „so ungern ich auch jemanden in Verlegenheit setze, so bin ich doch heute dazu gezwungen. Sie haben sich in einen bösen Handel verwickelt. Sie haben von meinem Vorfahren einen Verhaftsbefehl gegen eine sehr ehrenwerthe Person durch eine falsche Vorstellung zu erhalten gewußt; noch mehr, Sie haben Ihr väterliches Ansehen gegen Ihren Sohn gemißbraucht, und ihn gefangen gehalten. Ich wünsche, die Sache freundschaftlich abzuthun, und darum wünsch' ich Ihnen Billigkeit. Diese Vorstellung ist von Ihnen?“ Er zeigte ihm ein Papier. „Herr von Stralo! diese Vorstellung enthält gegen das Frauenzimmer, das mit Ihrem Herrn Sohn verheirathet ist, Beschuldigungen, wovon Sie sicher nicht eine beweisen können. Ich bin über den ganzen Vorgang genau unterrichtet. Machen Sie

den Handel nicht weit aussehend dadurch, daß Sie sagen, Sie hätten es nicht besser gewußt. Hitze und Zorn haben Ihnen die Feder geführt. Gestehen Sie das?"

Stralo zuckte die Achseln. „Aber Ihro Excellenz, eben die Hitze, dächte ich, entschuldigt die Vorstellung." — „Angenommen; so wenig auch bey Vorstellungen an den Fürsten und an das Gesetz Hitze Falschheiten dieser Art entschuldiget. Sie fordern Nachsicht mit Ihren Leidenschaften, und Sie, Herr von Stralo, haben nicht die mindeste Nachsicht mit der Leidenschaft Ihres Sohns; mit einer Leidenschaft, die Menschlichkeit und Natur heiligen, Jugend entschuldigt, und die Reitze der Seele und des Körpers der Frau Ihres Sohnes rechtfertigen. Sie hatten nicht einmahl ganz das Gesetz für sich; zum allermindesten haben Sie dem Landesgesetze eine Ausdehnung gegeben, die das Gesetz zur Unmenschlichkeit macht, haben Ihren Sohn der Freyheit beraubt, ein Frauenzimmer ein Jahr lang dem höchsten Elende Preis gegeben, dem Manne sein geliebtes Weib, dem Kinde den Vater entrissen! Und warum? weil diese Frau das Einzige nicht hat, was der Zufall gibt, und alles Andere dagegen hat, was Liebe, Achtung und Ehrfurcht erregt, was Tausende von unserm Range nicht haben, weil es erworben werden muß. Lassen Sie die Liebe Ihres Sohns ein Vorurtheil seyn, ein Traum, ein Wahn, so ist dieses Vorurtheil doch so menschlich, so gut

geartet, und hingegen das Ihrige, der Ahnenstolz, so unnatürlich, so grausam, daß Sie wenigstens nicht Ursach haben, Ihren Sohn anzuklagen. Dieß Frauenzimmer hat Freunde gefunden, die ihre klagende Stimme dem Fürsten hörbar gemacht haben. Wollen Sie, daß die Sache in der Form untersucht werde, oder was wollen Sie? Herr von Stralo! bedenken Sie die Vorstellung."

„Ich glaube doch, man wird mir kein Frauenzimmer von niederer Geburt aufdringen wollen?" — „Ihnen nicht; aber man wird Ihrem Sohn erlauben, frey zu wählen, weil er glücklich seyn will, und weil er Ihr Sohn, und nicht Ihr Sclave ist. Ihre Vorstellung bezeichnet eine liederliche Dirne; für diesen Fall sprach das Gesetz, aber nicht für das Frauenzimmer, das ich die Ehre habe zu kennen. Besinnen Sie sich. Jetzt kommen Sie; meine Frau erwartet mich."

Sie gingen. Ein Paar der Herren aus dem andern Zimmer folgten ihnen. Der Minister öffnete das Zimmer seiner Frau. Louise entfärbte sich doch ein wenig, wie sie ihren Verfolger erblickte, obgleich die gütige Dame vom Hause sie davon benachrichtigt hatte. Der Minister ging auf Louisen zu. „Sieh da, meine Freundinn! ich danke Ihnen, daß Sie meiner Frau Gesellschaft leisten." Der Herr von Stralo küßte der Ministerinn und Louisen die Hand. Die übri-

gen Herren folgten nach. „Sehen Sie, Herr von Stralo!“ fing die Gemahlinn des Ministers an: „das ist doch sehr unartig! was hat Ihnen meine Freundinn gethan?“ Stralo stutzte. Er sah Louisen an, und endlich erkannte er sie. Er war in einer unaussprechlichen Verlegenheit. Der Minister zog die Vorstellung aus der Tasche. „Herr von Stralo, soll ich das Andenken an Ihre zu große Hitze zernichten?“ Stralo sah ihn starr an. Die Dame nahm Louisens Sohn auf den Arm, brachte ihn dem Alten. „Sehn Sie, Herr von Stralo, ihren Enkel!“ Louise näherte sich ihm zitternd. „Meine Tochter!“ sagte der Minister, küßte Louisen, und führte sie auf den Alten zu. Finster reichte er Louisen die Land. „Ihro Excellenz, ist sie Ihre Tochter so sey sie auch meine!“ Louise drückte ihren Mund auf seine Hand, und benetzte sie mit ihren Thränen. Ludwig sprang mit einem Freudengeschrey hinaus. Er faßte Louisens Mann bey der Hand, und zog ihn in das Zimmer. Er sah Louisen: Louise! rief er, und Louise lag mit einem lauten Schrey an seinem Herzen.

„Auf Ihro Excellenz Vorstellung“ — sagte der Vater, und legte Louisens Hand in seines Sohnes Hand. Der junge Mann näherte sich dem Minister: „O gnädiger Herr, was soll ich Ihnen sagen?“ — „Mir nichts; wollen Sie aber danken, so danken Sie hier dem jungen Menschen. Der fand Louisen; der nahm sich ih-

rer an; der betrieb den Handel." Ich war nichts als sein Instrument." „Ja, liebster Mann! er rettete mich vom höchsten Elende!" rief Louise. „Und las mir eine Predigt in meinem eigenem Hause, wie ich noch keine gehört habe!" rief der Alte. Man gratulierte dem glücklichen Paare von allen Seiten. Ludwig lag in des jungen Stralo's Armen; dann küßte er Louisen; dann ergriff er des Ministers Hand, drückte sie an seinen Mund; seine Augen schwammen voll Thränen. „Gnädiger Herr, nun kenne ich doch einen Großen, der ein Mensch ist!" rief er. „Mein Herz ist so voll, so freudig voll! in Ihrem Herzen muß der Himmel wohnen! Leben Sie wohl! Mit dieser Empfindung will ich sehen, ob ich nicht noch ein Herz rühren kann!" Er verbeugte sich, und flog nach Hause zu Rosen.

Minchen gab ihm einen versiegelten Zettel. Er erbrach ihn, las, und wurde bleich wie der Kalch an der Wand. Er war von seinem Vater. „Mein lieber Sohn! ich habe mit Rosen ordentlich deinetwegen geredet. Es ist alles vorbey mit ihr und dir. Ich habe sie nach Braunschweig bringen müssen. Weine; aber sey ein Mann! Du weißt, wie viel man vergessen kann. Ich sehe dich gern in Ellbergen, mein Sohn! Rose läßt dich zum letzten Mahle grüßen. Sey ein Mann, Ludwig! und wenn ich dich wieder sehe,

so laß mich es sehen, daß du ein Mann bist. Adieu! komm bald nach!"

Nach Tische war der alte Burchhard zu Rosen hinauf gegangen. Er fand sie in Thränen. „Höre doch, Rose, es ist nicht alles, wie es seyn sollte. Sey ein Mahl jetzt aufrichtig gegen mich. Wenn Ludwig jetzt herein träte, ein Prediger mit ihm, würdest du dich mit ihm trauen lassen oder nicht?" — „Nein, mein Vater! nein! nein!" — „Oder in einem Jahre oder so?" — „Nein! nein! Nun und nimmermehr." — „Hast du das gehörig überlegt?" — „Ja gewiß, und überlege es täglich noch." — „Kind! sage mir um Gottes willen die Ursache!" — „Nein! das kann ich nicht; aber seine Frau kann ich nicht werden." — Mädchen, du machst mich noch böse. Ich habe dich lieb; ich dachte, du solltest — Mädchen, sprich, ist es dein Ernst?" — „Gott ist mein Zeuge, Vater! Ich kann nicht; es wäre mein Tod." — „Nun denn, so hohle euch der Henker! Gut! so sey es! Ich will ihm das schreiben.' Er setzte sich, schrieb, und Rose rang die Hände, und schluchzte, als ob ihr Todesurtheil unterschrieben würde. „Ach, grüßen Sie ihn zum letzten Mahle von mir!" schluchzte sie ihm zu. — „Gut! zum letzten Mahle. Zum Teufel Mädchen, du machst ihn und dich unglücklich." — „Das hilft alles nichts. Ich kann ihn nie nehmen." — „Das verdammte Braunschweig!" — „Ja, da gings an!" — „Was ging da an?"

— „Was ich nicht sagen kann.“ — „Rose, höre, ich will dich nach Braunschweig bringen. Denn nach Ellbergen, da quält ihr euch nur einander, und macht euch einander das Vergessen schwer, und vergessen müßt ihr euch.“ Rose seufzte. „Aber, Kind, wenn dir ein anderer Vorschlag geschähe, so versprich mir, erst alles zu überlegen, ehe du ja sagst. Versprich das!“ Sie versprachs. Er siegelte das Billet zu, ließ anspannen, und war schon eine gute Meile von Cassel, wie Ludwig das Billet in seiner zitternden Hand hielt.

„Mein Gott, lieber Burchhard, so blaß wie Wachs? War die Rose ihre Geliebte?“ fragte Herr Selters. — „Ja.“ — „Und Sie sind mit ihr über den Fuß gespannt?“ — „Ja.“ — „Sie wird doch wieder zu versöhnen seyn?“ — „Nein.“ — „Ey! ey! Sie müssen es nur versuchen. Thun Sie das!“ — „Nein.“ — „Lieben Sie denn?“ — „Ja“ — Drey Tage ging Ludwig trostlos umher. Hannchen konnte ihm keine fröhliche Miene mehr ablachen; Louisens Glück zwang ihn zu Seufzern. Noch ein Mahl las er seines Vaters Billet. „Sey ein Mann!“ das wiederhohlte er sich mehrere Mahle. „Ich will es seyn!“ rief er. Er nahm Abschied von Louisen, Hannchen und Selters, setzte sich zu Pferde, und kam glücklich in Ellbergen an. Er flog in seines Vaters Arme. „Ich soll dich grüßen, Vater, von Selters.“ Sein

Vater reichte ihm die Hand; „Und wie geht es dir?" — „Mir? wie einem Manne, Vater! ich lerne tragen." — „Brav, mein Sohn! da lernst du die allernützlichste Kunst!"

Die Großmutter schimpfte auf Rosen, die Tante auch. Sogar die sanfte Mutter Ludwigs konnte doch manchmahl auch ein hartes Wort auf Rosen sagen, wenn sie Ludwigen so einsam, so traurig, mit verschränkten Armen unter Schneeflocken in der Allee gehen sah. Da stand er, sah nach dem Fenster hinauf, wo sonst Rose saß, und nähete. Er schüttelte still den Kopf, und ging langsam weiter. Er redete nicht von Rosen. Er arbeitete, las, ritt, ging auf die Jagd, und endlich hörte man in ganz Ellbergen auf, von Rosen zu reden. „Gottlob!" sagte die Großmutter, „der Sturm ist auch vorüber. Der arme Junge! nun wollte ich, sie wäre so verliebt in ihn, wie er in sie; nun sollte er ihr ein Schnippchen schlagen." „Ich wollte das auch, Mama! ich wollte sie segnen, und sie sollte meine Tochter seyn. Ludwig spricht nicht mehr von Rosen; aber in seinem Herzen wohnt ihr Bild noch so lebendig, als ob sie gestern uns erst verlassen hätte. Glauben Sie mir, es wäre gut, wenn Rose sich besänne!"

Nun ist das wahr; sehr viele Menschen gehen mit der Liebe um, ein ehrlicher Romanenschreiber, der die Liebe Amts wegen kennen muß, kann selbst nicht sagen, wie! Dem Glauben an

die

die Liebe glaubt man noch eine große Ehre zu erzeigen, wenn man ihm so viel Wirklichkeit, als den Glauben an Gespenster, zuschreibt, und bey diesen Leuten dauert der Glaube an die Liebe so lange, wie bey andern der Glaube an die Religion; man hält sich für einen starken Geist, wenn man an Beydes nicht glaubt. Diese Leute sind aber übel daran; denn so wie der Ungläubige in der Religion auf Geistercitiren fällt, bey Nacht zittert, und bey Tage spottet, so verfällt auch der Ungläubige in der Liebe leicht in das andere Extrem, auf die Wollust, und jagt bey Nacht jener Liebe nach, deren reine Schwester er bey Tage verspottet. Manche andere, darunter fast alle Herren mit schwarzen Kleidern gehören, halten die Liebe für etwas Unehrbares, so daß sie von tausend Dingen, die auf der Erde und unter den Menschen höchst unbedeutende Dinge sind, reden, lehren, schreyen und predigen, und dieses große Triebrad des menschlichen Wesens so ganz vergessen, als ob es der Vogel Phönix wäre, den man höchstens nur zu einem Gleichnisse gebrauchen kann. Sie reden daher nie von der Liebe, ohne nicht bis an den Perückenzipfel zu erröthen, und kein Artikel in ihrer Moral fällt dürftiger aus, als das Kapitel von der Liebe, ob es gleich sehr oft um diesen Artikel in ihren vier Pfählen und Kämmerchen nicht so sehr dürftig aussieht. Diese Herren halten darum auch einen Romanenschrei-

der ungefähr im gleichen Werthe, wie einen Menschen, der ein Bordell anlegt, und jeden Roman für eine barmherzige Schwester, die sich heraus geschminkt hat, um junge unerfahrne Herzen zu berücken. Andere glauben, die Liebe lasse sich gebrauchen, wie einen Handschuh, den man ablegen könne, so bald man wolle; und die schließen von den meisten Ehen so, wo man Gott danken muß, wenn Liebe und Treue bis an die erste große Wäsche nach der Hochzeit halten. So gibt es noch tausend Irrthümer von der Liebe, und ein Romanenschreiber hat alles Mögliche gethan, wenn er seine Leser überredet, die Liebe seiner Helden habe bis ins Ehebett gehalten. Hier muß er schließen, wenn er nicht lächerlich werden will; und darum endigen auch alle Romane im Ehebette, ausser einigen, wo sich aber auch Mann und Frau sogleich zu zanken anfangen.

In einem dieser Fälle war nun Ludwigs Großmutter auch, weil Ludwig von Rosen nicht mehr unaufhörlich die Ohren seiner Verwandten betäubte. Er schwieg, allein seine Liebe zu Rosen war in seiner Brust noch so lebendig, wie sie je gewesen war. Man muß hier überlegen, daß Gewohnheit, Länge der Zeit, Jugend, Reinheit des Herzens, Vertrauen, Freundschaft, Güte bey ihm und Rosen die Liebe erzeugt hatten, und diese nicht etwa, wie es so oft geschieht, entstand, weil die Gebietherinn eine

hübsche Arie sang, oder einen reitzenden Fuß hatte, oder einen blöden unschuldigen Menschen mit viel Witz lächerlich machte, oder sich einmahl in einem wollüstigen Neglige zeigte, und wie die übrigen Oder heissen, bey denen junge Leute ausrufen: „Der Teufel! mein Herz ist fort! ich bin verliebt, wie ein Ritter der Tafelrunde!"

Ludwig hatte seinem Vater versprochen: „Ich will ein Mann seyn!" und das war die Ursache seines Schweigens. Zwar ging er wohl eine halbe Stunde oder eine ganze im Garten umher, die Arme über die Brust gekreuzt, und träumte; allein so bald sein Vater ihm sagte: „Ludwig! dir bist du nicht nützlich, sey es Andern!" so glättete sich seine Stirne, sein Auge erheiterte sich; er wischte sich ein paar Mahl mit der Hand über das Gesicht, als ob er den Traum wegreiben könnte. Dann hob er sich einen Zoll hoch aus einander, und jetzt konnte sein Vater auf ihn rechnen. Sein Vater beschäftigte sich jetzt mit ihm über die Verbesserung seiner Güter und das Glück seiner Unterthanen. Ehrenbreit war in Briefen der dritte Mann in diesem wohlthätigen Bunde. Von der Erziehung, glaubten sie alle drey, hinge das Glück des Lebens ab. Burchhard ließ ein sehr geräumiges Schulhaus bauen. Ehrenbreit sandte ihm einen Lehrer, einen Mann von fünf und zwanzig Jahren, voll guten Willens und voll guter Kenntnisse.

Burchhard versicherte ihm aus Ländereyen, welche verpachtet wurden, einen anständigen Gehalt, und die Schule wurde eingeweiht. Mit dieser Schule des Geistes war auch eine Industrieschule verbunden. Die Knaben erschienen des Sommers um fünf Uhr, und im Winter um sieben. Ein Paar Stunden waren dem Unterrichte der Religion, der vaterländischen Natur-Geschichte, der Arithmetik, dem Schreiben und Lesen gewidmet. Ein großer Theil dieser Kenntnisse wurde sogleich in dem großen Garten bey der Schule practisch gelehrt. An der andern Seite des Hauses wurden die Mädchen in weiblichen Arbeiten von Marien und Ludwigs Mutter ein Paar Stunden unterrichtet. Dann kam Müller, so hieß der Lehrer, und unterrichtete in der Religion, im Schreiben und Rechnen. Ein Weber gab den Mädchen im Weben Unterricht, und ein hübsches junges Mädchen erhielt den ausgesetzten Preis des Fleißes nach einem Jahre; denn sie erschien in einem vollen Anzuge, den sie selbst gesponnen, gebleicht, gefärbt und gewebt hatte, eine Summe von fünf und zwanzig Thalern.

Von Ludwigs Erfindung war ein Fest der Tugend, das theils nach dem Rosenfeste, theils nach dem Feste der Griechen geformt war. Es wurde im Junius gefeyert. Eine schöne Wiese war der Platz. Da versammelten sich alle Kinder, die an dem Unterrichte Theil hatten. Ihre

Lehrer, und alles war Lehrer, von der Madame Seeburg an bis auf Ludwig herauf, versammelten sich auch. Die Bücher, worin das Verhalten der Kinder aufgezeichnet war, wurden aufgeschlagen, laut verlesen, und der beste Knabe und das beste Mädchen unter allen öffentlich ausgerufen. Dann wurde die Gemeinde gefragt, ob sie gegen das Urtheil des Lehrers etwas anzubringen hätte. Wurden sie auch von der Gemeinde gelobt, so erhielt jedes einen Kranz von Rosen. Sie saßen beyde neben einander zwischen den Lehrern, die Rosenkränze auf ihrer Stirne, bey Tische, und sie wurden feyerlich für das künftige Jahr zu Aufsehern der übrigen Kinder erklärt. Ihre beyden Kränze wurden den andern Tag feyerlich in dem Saale aufgehängt, und die Nahmen der beyden dabey geschrieben. Funfzig Thaler bekam jedes. Burchhard verzinsetę die Summe bis zu ihrer Verheirathung.

So feyerte Ludwig das Fest der Aussaat, das Fest der Ernte, das Fest des Obstsammelns, das Fest der Künste beym Anfange der vier Jahrszeiten mit den Kindern des Dorfes. Sie erschienen mit dem Geräthe zu diesen Arbeiten; Müller hielt eine kleine Anrede an sie, dann assen sie zusammen, und ein fröhlicher Tanz, der die Arbeiten der vier Jahrszeiten andeutete, beschloß den heitern Festtag.

Anfangs hatten die Alten des Dorfes nichts mit diesem allen zu thun; allein nach ein Paar

Festen freuten sie sich, wie ihre Kinder, über diese Veranstaltungen. Die größern Mädchen schämten sich vor den geschicktern jüngern. Sie bathen Madame Burchhard um ihre Unterstützung, und so stieg der Fleiß, die Ordnung, die Aufklärung, die guten Sitten von den Kindern bis zu den Alten empor.

Man muß nicht glauben, daß dieß alles so rasch ging, als man es hier lesen kann. Burchhard hatte tausend Schwierigkeiten zu überwinden, tausend Vorurtheile zu bekämpfen, tausend Mährchen, die in der Gegend von seiner Narrheit umher liefen, zu ertragen. Allein Burchhard achtete keine Mühe, keine Zeit und kein Geld, und so ging es doch endlich. Manches wurde abgeändert, manches verbessert, manches ganz vergessen, manches Neue eingeführt. Eine Taufe war nicht allein ein Familienfest mehr; es war ein allgemeines Fest, so auch jede Hochzeit und jedes Begräbniß. Eine Taufe war das Fest der Kinder. Die Kinder versammelten sich zusammen in der Kirche; wenn das Kind getauft war, so schrieb der Aufseher oder die Aufseherinn der Kinder, die den letzten Rosenkranz erhalten hatten, den Nahmen des Kindes in das Verzeichniß der Kinder. Sie wurden zur Liebe, zur Freundschaft gegen den neugebornen Menschen ermahnt. Es war ihr Bruder oder ihre Schwester, die geboren war; sie hatten Theil daran, und so wurde das Kind dann von allen

Kindern feyerlich zu seiner Mutter zurück gebracht. Es war nur ein heiliges Depot, das man der mütterlichen Vorsorge anvertraute, bis es so weit war, in die Gesellschaft der Kinder zu treten. So waren die Kinder nach ihren Jahren in mehrere Classen vertheilt, und jedes Steigen in eine höhere Classe beging eine Feyerlichkeit. Mit dem fünfzehnten Jahre hörten sie auf Kinder zu seyn, und sie traten dann in die Gesellschaft der thätigen Mitglieder des Dorfes. Eine Hochzeit war die Angelegenheit des ganzen Dorfes; alles war fröhlich, und alles trauerte bey dem Tode eines unter ihnen. Alle begleiteten den Leichnam zu seiner Ruhestätte. Hier hielt der Prediger eine kleine Rede, und erinnerte sie alle daran, des kurzen Lebens durch Eintracht und Liebe zu genießen, und das gute Andenken der Zurückbleibenden mit in das Grab zu nehmen, durch Menschlichkeit, Gefälligkeit und Tugenden aller Art.

Am Ende des Jahres feyerte man zu Ellbergen das Fest der Eintracht. Es war ganz nach Ludwigs Plan angelegt. Er feyerte es nach den Charistien der Alten. Den letzten December versammelte sich die ganze Gemeinde auf dem großen Saale in Burchhards Hause. Müller hielt eine kurze Rede über die Flüchtigkeit des Lebens. Dann trat jeder Hausvater auf, und nannte alle, die der Tod aus seiner Familie das Jahr durch weggenommen hatte, laut

und langsam. Manches Auge schwamm noch in Thränen. Wenn alle die Verstorbenen genannt waren, so trat Burchhard auf, und ermahnte seine Freunde und Unterthanen zur Eintracht. War ein Zank in einer Familie, so versuchte man jetzt die Partheyen zu versöhnen. Das Gemüth auch der härtesten Menschen war durch das Andenken an den Tod weich geworden. Man wagte es nicht in dieser wehmüthigen Stille, mitten unter den bethränten Augen, mitten unter den leisen Seufzern, die den Saal wie Geister leise durchhauchten, Feindschaft in seinem Herzen zu beherbergen. Alles versöhnte sich, und der erste Tag im Jahre ging in Ellbergen über einen Haufen Menschen auf, die sich alle liebten. Eine stille Abendmahlzeit beschloß den Tag, und ein fröhlicher Tanz am andern Abend begrüßte das neue Jahr. Der alte Rector Gellner, der bey einem solchen Feste zugegen war, zerfloß in Thränen; und daß es nicht aus Freude über ein antikes Fest war, sondern aus herzlicher Rührung über das Simple, Edle und Eindringende des Festes selbst, sah man aus seinen Worten. Er umarmte einen alten Bauer, der neben ihm saß, und rief mit zitternder Stimme: „Ja, laßt uns einträchtig leben! id est: quis omnino ſcit, quae poſt vitam futura ſint?"

So stieg nach und nach in Ellbergen die innere Geistescultur seiner Einwohner und ihre

Glückseligkeit, so hoch sie steigen konnte. Die Felder umher sahen Gärten ähnlich, die Hütten fingen an reinlich und zierlich zu werden; die Einwohner von Ellbergen waren alle reinlich und nicht so theuer gekleidet, als die Einwohner der umliegenden Dörfer. Mitten im Dorfe lag die Schenke; allein nie hörte man hier ein wildes Getöse, oder ein tobendes Geschrey. Ein froher Scherz, in den Grenzen eines einfachen, ungekünstelten Anstandes, und eines aufrichtigen Wohlwollens belebte die hellen, hohen Zimmer mit einem frohen Lachen. Auf den Gassen spielten noch immer die Kinder; allein die Gesundheit der unschuldigen, frohen Gesichter, als auch die Spiele selbst, zogen die Aufmerksamkeit der Vorüberreisenden auf sich. Die jungen Leute trieben vor wie nach noch ihre Liebeshändel, aber sehr, sehr selten hörte man hier unter dem lautesten Geschäcker beyder Geschlechter eine Schlüpfrigkeit; die Natur lehrte sie fühlen, und ihre Erziehung — scherzen. Nirgends sah man schon nach einigen Jahren reitzendere Bauernmädchen, als zu Ellbergen. Die benachbarte Stadt fing sogar an, ihnen Farben und Schnitt der Kleidung nachzuahmen.

Natürlich setzte diese unerhörte Veränderung in Ellbergen wieder alle müßigen Zungen der Stadt in Bewegung, und zum ersten Mahle früher, als in dem ganzen übrigen Teutschlande, wurde in den Weinhäusern und bey den

Kaffeevisiten der Stadt behauptet, daß Aufklärung für den großen Haufen nichts tauge; denn die Kaufleute setzten weder Kaffee noch Zeuge mehr nach Ellbergen ab, und alle Prozesse von Ellbergen mit der Stadt hätten ein Ende. Indessen befanden sich, trotz den Schmähungen der Städter, die Ellberger wohl bey ihrer Aufklärung, und feyerten ihre Feste ungestört, obgleich der Herr Superintendent es für heidnisches Götzenwesen, und den alten Herrn Burchhard für den Antichrist beynahe nahmentlich auf der Kanzel erklärte. Den Nachmittag war der Rector Gellner in einer Gesellschaft, welche die Anstalten Burchhards nach Anlaß der Predigt durchnahmen. Lange hatte der alte Mann ruhig zugehört. Endlich fuhr er auf: „Seyd ihr ehrliche Leute? aber ich will Euch sagen, wo die Glocken hängen.“ Nun fing er an, mit allem dem Schuleifer ihnen aufs Gewissen zu schlagen, setzte ihnen Burchhards Redlichkeit und Menschenliebe, und ihren Geitz und Verläumdungssucht so deutlich aus einander, daß er sehr kalt den leeren Wänden seine mit griechischen Scheltworten durchspickten Ermahnungen vorsagte.

Burchard lächelte über des redlichen Mannes Hitze. „Sie lassen uns thun, lieber Herr Rector! und wir lassen Sie reden, so ist beyden geholfen.“ — „Nein, nein,“ rief er: „Facinus indignum! Sie können nichts, als das besudeln, was ehrliche Leute thun! Dii immorta-

les, quis me horror perfudit! Sind das Menschen, die kein fröhliches Gesicht sehen, ohne nicht gleich die böse Lust zu fühlen, eine Kralle ihres bösen Gewissens darauf zu kratzen? Sed perge, perge ut facis; et ego? dicam, mehercule, ut sentio! Ich bin ganz umgeändert, lieber Herr Burchhard! Wie viel nützlicher sind Sie, als selbst ich! Und diese Unmenschen wollen Ihr Andenken beschmutzen, et te, servandum ad immortalitatem, quantum in nobis esset, putabam. Das verdienen Sie; ja, das verdienen Sie; Ehrensäulen und Bürgerkronen. Sie kennen an einer Fußzehe den ganzen Menschen. Sie opfern Ihr Vermögen auf, um Menschen glücklich zu machen; und die würden einem Armen einen Obolus abschlagen, und sollte er des Armen Fahrgeld in der Unterwelt seyn. Sie sind ganz Mitleiden, wenn Sie einen Unglücklichen sehen; und diese? wenn sie einen Elenden sehen, so ist's, als hätten sie die Gorgone angesehen; so steinhart sind Sie! Sie lehren, wie ein zweyter Apoll, die Menschen mildere Sitten." — „Herr Burchhard! sagen Sie mir, wie haben Sie ohne Griechisch so human werden können? Sie müssen in Ihrer Jugend doch wohl etwas getrieben haben?"

Dieser letzte Ausdruck zeigte, wie herzlich es der alte Mann mit seinem Lobe meinte; allein verdiente jemand dieses Lob, so war es Burchhard. Sein Dorf war in wenig Jahren

der Aufenthalt des Glücks, der Unschuld und der Milde der Sitten, und Reisende erstaunten nicht mehr über die Schönheit, als über die Unschuld und Keuschheit der dortigen Weiber und Mädchen.

Indeß alle diese Veränderungen in Ellbergen nach und nach vorgingen, hatte Ludwig noch nicht einen Augenblick seiner Rose vergessen. Sein Herz genoß zwar einer Ruhe, die immer das Loos einer wahren wohlwollenden Tugend ist; allein diese Ruhe war doch mit einer zärtlichen Traurigkeit vermischt. Wenn er Marien da so zwischen den Kindern sitzen, und sie unterrichten sah, so mußte er oft die Augen abwenden, weil er Rosen an ihre Stelle wünschte. Er redete wenig mehr von Rosen; aber alle Gegenstände, die ihn umgaben, erinnerten ihn oft so gewaltsam an sie, daß er in Klagen gegen sie ausbrach. Nach und nach fing er an, doch Nachrichten von Rosen zu wünschen; allein die Correspondenz zwischen Rosen und der Tante war so langsam, und Rosens Briefe so kurz und so kalt, und ach! fragten gar nicht nach ihm, daß er zuletzt kaum mehr das Herz hatte, zu fragen, ob Rose geschrieben habe oder nicht. Er besah nur dann und wann mit einer zärtlich traurigen Miene das Couvert, und konnte es wohl heimlich an seine Lippen drücken, oder gar zu sich stecken. Es war doch in Rosens schönen Händen gewesen!

Rosen ging es nicht besser. Anfangs schrieb

die Tante von ihm, und schalt auf Rosen. Rose, die sich es fest vorgenommen hatte, nie seinen Nahmen wieder zu nennen, antwortete darauf nicht, und immer las sie doch den Artikel, der Ludwigen betraf, mit hoch pochendem Herzen. Nach und nach wurde dieser Artikel immer kleiner, und zuletzt blieb er zu großem Schrecken des armen Mädchens ganz weg: und gedachte Tante auch einmahl seiner, so hatte Ludwig ein Fest angestellt, wobey alles wie im Himmel gewesen wäre; oder er hatte einen Preis an ein hübsches Mädchen vertheilt, wobey sie ihr die Hauptsache sogar verschwieg, daß Ludwig gegen alle Mädchen, die Rose hießen, sehr parteyisch war. Rose hätte nun gern sich nach Ludwigen erkundigt; allein wo sollte das arme Mädchen dazu das Herz hernehmen? denn Tante war sogar bey einem Wunsche Rosens, Tantchen einmahl zu sehen, so unbarmherzig gewesen, ihr zu antworten, daß sie bald selbst einmahl nach Braunschweig kommen wollte. „Ach, ich armes Mädchen!" rief Rose mit weinenden Augen; „sie wollen mich nicht haben!"

So hielt sich Rose von Ludwigen, und Ludwig von Rosen vergessen, und beyde trauerten um einander wie ein Paar Turteltauben; „der Ungetreue!" rief Rose, wenn Ludwig vielleicht eben stand, und sagte: „Rose, wie konntest du das!" Sie schwiegen beyde, und selbst Burchhard, der seinen Sohn oft heiter sah, glaubte,

Rose sey vergessen, und rief: „Gott sey Dank für unser nach und nach vergeßliches Herz!“

Marie hatte denn auch von Zeit zu Zeit Briefe von Sellhof bekommen, die voll der zärtlichsten Versicherungen seiner ewigen Liebe waren. Er machte ihr immer mehr Hoffnungen zur baldigen glücklichen Entwickelung ihres Schicksals. Unter diesen schönen Hoffnungen war Marie Mutter geworden; ein allgemeiner Festtag für ganz Ellbergen. Madame Seeburg drang sich dem Knaben zur Pathe auf, um, wie sie sagte, Marien das Unrecht wieder gut zu machen, das sie ihr gethan hatte. Meister Sievers empfing den Knaben mit Freudenthränen. „Hätte ich wohl gedacht,“ sagte er zu dem alten Burchhard, „daß ich Gott für das Kind danken würde? aber unter guten Menschen wird alles in der Welt zu Segen.“ — „Auch unter bösen, Meister!“ sagte Burchhard, „wenn wir Gott mehr glauben, als Menschen.“ Marie war heiter, wie ein Engel; sie hing an dem Kinde mit doppelter Liebe. Mit lachenden Augen hatte sie das Kind auf dem Schoße, und weidete sich an seinem Anblicke. Die alte Großmuter sah mit neidischen Augen hin: „das alberne Mädchen!“ rief sie böse: „ich muß nun aus der Welt, ohne Ältermutter zu seyn! Ich meine die alberne Rose!“ Ludwig, der den Knaben lächelnd betrachtete, warf einen sehr rührenden Blick auf die Großmutter. „Liebe Großmutter,“ sagte

er, „lassen Sie das!“ Er wischte sich das Auge, und ging hinaus. „Rose! Rose! was that ich dir?“ rief er hier, und legte beyde Hände auf sein Herz, „daß du uns allen den Himmel entziehst!“ Neue Wünsche, Rosen zu rühren, entstanden bey ihm. Er überlegte die Art und Weise, wie er an Rosen kommen, wie er sie bewegen sollte, ihn anzuhören. Noch ein Mahl war er entschlossen, den letzten Versuch zu machen.

Mit diesen Gedanken trug er sich einige Monathe umher. Niemand merkte etwas; denn er wollte diesen Versuch heimlich machen, um, wenn es mißlänge, Rosen nicht aufs neue Feinde zuzuziehen. Um seine Absicht desto besser zu verbergen, scherzte er zuweilen über sich und Rosen, lobte hier und da ein Mädchen, das er gesehen hatte, drohete zuweilen scherzhaft, bald auch eine Frau zu nehmen, und betrog sie alle so meisterhaft, daß sogar sein Vater ihm aufpaßte, welches Mädchen es seyn könnte, das Ludwigen gefesselt hätte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren hatte wirklich ein auffallendes Übergewicht über die andern bey ihm. Sie hieß Rose, und, was noch mehr war, sie hatte Rosens Augen und Rosens Haar. Er unterrichtete dieses Mädchen oft selbst, machte ihm oft ein kleines Geschenk, erkundigte sich vorzüglich nach ihrem Fleiße; ach! alles um der undankbaren großen Rose willen. Der Vater theilte seine Bemer-

kung als eine Möglichkeit der Madame Seeburg und seiner Frau mit, und die lebhafte Seeburg nahm für Gewißheit, was Möglichkeit war. Ihr nächster Brief an Rosen war mit diesem bittern Gifte für das arme Mädchen angefüllt.

Rose las; Rose wurde weiß, wie Wachs; ihre Hand zitterte; ihr schönes blaues Auge verdunkelte sich; ihr Herz schlug ungestüm; sie wollte fort nach Ellbergen, dort wollte sie dem Abscheulichen seine ungeheure Untreue vorwerfen, ihn verwünschen, ihn ermorden, ihm zu Füßen fallen, ihn bitten. Alles das ging den Augenblick durch das kleine Köpfchen. Bald aber besann sie sich, daß das alles unmöglich sey, und sie zerfloß in Thränen. Sie las den Brief noch zehn Mahl: ja, da stand nichts Anders. Sie schluchzte, sie rang die Hände, sie schalt auf sich selbst. „Ludwig!“ rief sie hundert Mahl. Sie flog an den Schreibtisch, schrieb an ihn; Schade, daß wir alles das nicht mehr haben, was sie schrieb. Es war ein Gemisch von Vorwürfen, Bitten, Verwünschungen, Spott, Zärtlichkeit, Grimm, Liebe und Haß. Sie zerriß alles wieder, stampfte die Feder auf dem Tische unbrauchbar, und ihre drey Finger waren bis oben hinauf voll Tinte. Wie jemand herauf kam, warf sie sich mit allem Putze ins Bett, und sagte: sie wäre todtsterbenskrank, und in dem Augenblicke sprang sie wieder auf, flog auf den Tisch, steckte den Brief ein, und sagte: sie wollte ein wenig

nig allein in den Schloßgarten gehen. „Du bist nicht klug, Rose," sagte Cousine Rehberginn: „es regnet ja, als ob der Himmel einfallen will!" Da fing Rose bitterlich an zu weinen, und sagte: Tante Seeburginn wäre krank; sie müßte nach Ellbergen. — „Tante Seeburginn hat ja an die Mama geschrieben: der Brief ist von heute. Rose, was ist dir?" — „Ach, ich armes unglückliches Mädchen!" rief Rose; auf ein Mahl fiel ihr ein, daß an dem Rande des Briefes noch etwas gestanden hätte. Sie lief in die Kammer, und las, wie sie schon zehn Mahl gelesen hatte. Kurz die Cousine erklärte Rosen heute für nicht klug, und Rose zankte, weinte, sah vor sich hin, und bath endlich Cousinen, sie unten zu entschuldigen: sie habe Kopfweh, sie müsse zu Bette. Dahin flog die Haube, dahin das Kleid, das Schnürband riß, ihr Nachtzeug war angezogen, und Rose lag im Bette, ehe Cousine noch ein Mahl recht gefragt hatte: „Aber warum denn Rose?" Rose schnarchte schon aus Leibeskräften.

Kaum war die Cousine fort, so ging es wieder über den armen Brief her, und da fand sich denn ein Umstand, den Rose vorher übersehen hatte. Das Mädchen, das Ludwig liebte, war erst vierzehn Jahre alt. Eben so schnell war Rose wieder in den Kleidern, als eben im Nachtzeuge, und sie flog zur Tante hinunter. „Da ist sie ja!" sagte die Rehberginn. „Ja, Mama, das begreife ich nicht. Den Augenblick

war sie noch ganz ausgezogen im Bette.“ — Rose wurde examinirt. Sie entschuldigte sich, so gut sie konnte. Nach einigen Gesprächen, die Rose aufs Heirathen lenkte, fragte sie furchtsam: „Liebe Tante, darf denn ein Mädchen schon heirathen, wenn es erst vierzehn Jahre alt ist?“ — „Wie so?“ — „Ja, ich meine nur.“ — „Ich glaube nicht. Ihr seyd noch Kinder im achtzehnten Jahre; im vierzehnten gehört euch eine Puppe.“ — „Ja; aber wenn nun der Fall wäre?“ — „Nein, funfzehn Jahre muß ein Mädchen wenigstens alt seyn. Wie kommst du darauf?“

Darauf antwortete Rose nicht, und nun hatte sie wieder Kopfweh, und sie wollte wieder zu Bette. Sie ging, voller Freuden, daß die Mädchen erst im Funfzehnten Jahre heirathen dürften. Die Tante Rehberginn ließ sie gehen, setzte sich, und schrieb an die Seeburginn. Ein junger, sehr artiger Mann, Nahmens Lauter, hatte Rosen in Rehbergs Hause kennen gelernt. Rose gefiel ihm. Er wünschte sie zur Frau. Seine Liebe war indeß mehr eine ruhige Neigung, als eine Leidenschaft, und so wandte sich der Herr Rath Lauter zuerst an seine Mutter, von der er noch abhing, und bath sie um ihre Einwilligung, Rosen seine Hand anzubiethen. Die Mutter schrieb an Madame Rehberg, und bath sie, wenn sie gegen den Vorschlag ihres Sohnes nichts hätte, sie im Bade von Pyrmont zu besuchen, wo sie mit

ihrem Sohne war, damit sie Rosen dort erst kennen lernte, Rosen aber noch nichts zu sagen, damit man erst sähe, ob sie ein Herz für ihren Sohn haben könnte. Madame Rehberg hatte gegen den Vorschlag nichts: der junge Mann war wohl gebildet, gar nicht arm, von gutem Rufe, ganz gescheidt und artig. Rose hatte gegen seine Aufmerksamkeit sich sehr geneigt bezeigt. Der Handel mit Ludwigen war, nach der Seeburginn Briefen, ganz abgebrochen. So schrieb also die Rehberginn an die Seeburginn, sie würde mit Rosen ins Bad gehen, und wahrscheinlich würde Rose als Braut des Herrn Raths Lauter wieder zurückkommen.

Der Brief ging den Tag nach Ellbergen ab, da Rose mit Rehberginn nach Braunschweig abreiste. Rose reiste gern; denn die Rehberginn gab ihr das Versprechen, auf der Rückreise nach Ellbergen zur Tante zu fahren. Rose wäre mit diesem Versprechen in die Hölle gereist. Eben war die Seeburginn bey Burchhards, wie der Brief ankam. Sie erbrach ihn. Ludwig, der die Aufschrift ansah, blieb ganz gleichgültig. „Rose,“ fing die Madame Seeburg an, und sah wieder in den Brief — Ludwig horchte: „Rose... ist.., wie mir die Rehberginn schreibt, Braut!“ Ludwig sprang einen Schritt vor. „Braut?“ rief er fürchterlich, „Braut? O um Gotteswillen! sagen Sie, Braut?“ Er starrte mit einem entsetzlichen Gesichte sie an. Er zitterte, daß das Stof-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

sen seiner Zähne hörbar war. „Ludwig!“ rief der Vater, „sey ein Mann! Sohn du erschreckst mich. Sey ein Mann!“ — „Pferde!“ rief Ludwig; „Pferde! sattelt! Um Gottes willen! wo ist sie?“ — „Mein Gott, Ludwig!“ rief die Seeburginn. Seine Mutter sank in seine Arme: „Mein geliebter Sohn, ruhig! — „Pferde! Pferde! Pferde!“ schrie er zum Fenster hinaus. „Braut? von wem? O Gott!“ Er sprang auf den Hof. „Pferde!“ rief er furchtbar. Der Vater kam ihm nach. „Mein Sohn! ruhig! Reit! Hier ist Geld; schreib mir um Gotteswillen. Ich komme nach. Sie soll dein seyn, Ludwig! ein Greis, dein Vater bittet dich, sey vorsichtig. Sie geht ins Bad.“ — „Wohin?“ — „Unglücklicher Weise ist der Nahme vergessen. Geh erst nach Braunschweig. Spannt an, den Wagen! Ich will mit dir, mein Sohn!“ — Ludwig gab seinem Vater die Hand. „Vater! sey ruhig! Ich will ihr sagen, daß ich sie liebe, daß ich ohne sie nicht glücklich seyn kann; und hört sie mich nicht, dann komme ich zurück, um in deinen Armen zu sterben. Laß mich allein gehen. Ich muß eilen; du würdest mich hindern!“ Er sank an seines Vaters Brust, stieg zu Pferde, und dahin flog er den Weg nach Braunschweig so schnell, daß der Reitknecht kaum nach konnte. Der Bediente hörte kein anders Wort unter Weges von ihm, als von Zeit zu Zeit den Ausruf: „Rose!“ Er sprang vor Rehbergs Hause vom Pferde. Sie waren schon gestern abge-

reist. — „Wohin?“ Das wußte die alte Magd nicht, die das Haus hüthete. „Wer hat sie gefahren?“ — „Der und der Fuhrmann.“ — „Der wohnt?“ — „Dort.“ Er ging dahin. Er erfuhr hier das Nachtquartier, wo Rose und die Rehberginn mit der Cousine die vorige Nacht zugebracht hatten. Weiter wußte der Fuhrmann nichts, als daß sie dort Postpferde genommen hätten. Er mußte noch einige Stunden in Braunschweig zubringen; denn der Reitknecht wollte mit den ermüdeten Pferden nicht fort. Gegen die Nacht ging es Rosen auf der Spur nach. Am Morgen war Ludwig im ersten Nachtquartier Rosens. „Wohin?“ — „Dorthin, auf die nächste Station.“ Ludwig saß, sah auf die Uhr, und zweifelte, ob sie ginge, schimpfte auf den Reitknecht, und auf sein Zögern. Gegen zwey Uhr Nachmittag gings wieder vorwärts. Hier hatte Rose zu Mittage gegessen, dort Kaffee getrunken. „Lieber Johann! noch eine Station, dann soll er schlafen, so lange er will.“ „Lieber Herr Burchhard, die Pferde!“ Ey, die halten noch eine Station ab. Sie fahren bey Nacht; mein Leben hängt daran, daß ich sie einhohle.“ Die Pferde wurden heraus gebracht: das eine war lahm, das andere ließ die Ohren sinken. „Es geht mit dem Pferde nicht, Herr Burchhard! Nehmen sie lieber Postpferde!“ — Es waren keine da. Sie waren noch nicht zurück. Endlich fand sich ein Mann, der den jungen eilenden Herrn mit einem Reitpferde auf die näch-

ste Station bringen wollte. Johann sollte nachkommen.

Ludwig stieg auf. Es ging im tiefen Sande durch die Heide hinter Zelle. Vier Pferde und ein Postillion kamen ihnen entgegen. „Guter Schwager, hat er vier Frauenzimmer gefahren?“ — „Ja.“ — „Wohin?“ — „Nach * *.“ — „Wo logiren sie?“ — „Im Adler.“ — „Und bleiben die Nacht da?“ — „Sind wahrscheinlich schon zu Bett.“ — Ludwig ritt, daß es stäubte; er versprach zu bezahlen. Endlich war das Städtchen erreicht, der Adler auch. Er stieg ab, bezahlte die Pferde, und ging in den Adler hinein, den man eben verschliessen wollte. „Sind vier Frauenzimmer angekommen?“ — „Ja.“ — „O um Gotteswillen, sie sind es auch?“ — „Ja, wer denn?“ — „Ja, sie sinds. Das ist ihr Wagen. Wo mein guter Mann, wo sind sie?“ — „Seit einer Stunde in den Federn.“ — „Wenn wollen sie fort?“ — „Morgen um acht.“ — „Geben Sie mir ein Zimmer.“ — „Das geht nicht; das Haus ist gestopft voll.“ — „Nur einen Stuhl, wo ich die Nacht sitzen kann.“ — „Geht nicht; die ganze Gaststube ist voll. Da ist der Hirsch oder der Schwan: da ist noch Platz.“ — „Nein, ich muß hier bleiben, ich will hier bleiben!“ rief Ludwig, und wollte neben dem Wirth in die Thüre. — „So?“ rief der Wirth, ein baumstarker Kerl, und ein Postverwalter dazu: „das will ich doch sehen!“ Er faßte Ludwigen um und

stellte ihn wieder mitten auf den Hof, verriegelte die Hausthüre die auf den Hof ging, und ließ Ludwigen mitten auf dem Miste stehen. Ludwig fing an zu pochen. Der Wirth öffnete die Thür: „Herr, wecken sie mir meine Gäste auf, so sehen Sie zu ihren Schultern! Mein Haus ist voll. Wenn dieß der einzige Gasthof im Orte wäre, so müßt ich Sie aufnehmen. Gehen Sie, ich rathe Ihnen, oder — Erwachen die Damen, so sind sie ein Kind des Todes.“ „Die Damen?“ rief Ludwig; „nein, die sollen einschlafen.“

Ihm fiel Rose ein. Eben wollte er wiederum den Wirth bitten, ihm nur ein Plätzchen in der Gaststube für so viel Geld, als er wollte, anzuweisen; allein die Thür war wiederum verschlossen, alles still, und zu pochen getraute er sich nicht aus Furcht, Rosen im Schlafe zu stören. Er setzte sich in den Tritt einer Chaise, die da stand, und sah nach dem Fenster hinauf, wo Rose etwa schlafen könnte. Die Stille, seine heftige Ermüdung, die Nachtluft zauberten nach und nach seine wache Fantasie ein. Seine Augen fielen ihm zu. Er stieg in die Chaise, zog die Gardine vor sich hin, lehnte den Kopf in die Ecke auf ein rauches sammtnes Küssen, nahm sich fest vor, Rosen Morgens zu sprechen, es möchte kosten, was es wollte. Unter diesen süßen Träumen, was er sagen, wie er Rosen rühren, wie er sie bitten wollte, und wie sie endlich ihm um den Hals fallen, und mit ihm nach

Ellbergen zurück kehren würde, schlief er fest ein. Sechs und dreyßig Stunden gewacht, zwanzig Meilen geritten; das mußte den wachesten Menschen zu einem Siebenschläfer machen. Er schlief, und das heftigste Donnerwetter würde ihn nicht erweckt haben; noch weniger also erwachte er, wie um zwölf Uhr ein Postillion mit dem Gesange: Wach auf, mein Herz, und singe, den er mehr brummte als sang, und mit einem Dialoge mit seinen Pferden, seine zwey Postpferde aus dem Stalle zog, sie vor eben die Chaise spannte, worin Ludwig schlief, den Thorweg öffnete, und mit der Chaise und Ludwigen in dem tiefen Sande langsam wegfuhr.

Der Postillion hatte nähmlich einen Reisenden von der nächsten Poststation hierher gebracht, und fuhr die Nacht wieder zurück, gerade dahin, wo Ludwig hergekommen war. Nie waren wohl zwey Menschen näher in Verbindung, als Ludwig und der Postillion, ohne weniger von einander zu wissen. Der Postillion fuhr Ludwigen, ohne es zu wissen, und Ludwig wurde gefahren, ebenfalls ohne es zu wissen. Der Postillion leyerte im Sande seine zwey Meilen zurück, fuhr seine Chaise sammt Ludwigen auf den Posthof, spannte die Pferde aus, und ließ Ludwigen ruhig sitzen, ohne von ihm das Geringste zu wissen. Um fünf Uhr erwachte Ludwig. Sein erster Blick flog rechter Hand nach dem Fenster hinauf. Das Fenster war verschwunden; es standen Bäume

da. Er sah auf die andere Seite. Da stand richtig das Haus; er wußte nicht, wie er dahin gekommen war. Indeß das war ein Irrthum gewesen. Mit einem Satze war er im Hause. „Sind die Frauenzimmer schon auf?" — „Eben." — „Wo ist das Zimmer?" — „Numero 8." — Er flog die Treppe hinauf. „Hier!" Er pochte an. „Herein!" Er öffnete zitternd.

Wie erstaunte er, da er zwey sehr hübsche, aber ganz fremde Gesichter erblickte, die sich beyde nach ihm umsahen. Es waren zwey Mädchen, die eben beym Anziehen begriffen waren. Ludwig machte eine Verbeugung. „Um Vergebung, ich bin irre!" Er zog die Thür wieder zu. Er pochte an eine andere Thür; die war verschlossen. Aus einer rief ihm eine männliche Stimme entgegen: „Was beliebt?" Er zog die Thür zu. Da packten Kaufleute. Kurz, auf keinem Zimmer war Rose. Er ging hinab. „Aber wo sind denn die Frauenzimmer, die gestern angekommen sind?" „Auf Numero 8." „Nein, die vier Frauenzimmer, mein' ich." „Es haben hier keine logiert." „Die vier Frauenzimmer in dem rothen Wagen?" „Sind gestern um vier hier abgefahren." „Mein Gott, gestern um zehn Uhr hab' ich ja den Wagen noch gesehen!" „Das ist nicht möglich." „Wie? wollen Sie mir die Sinne abstreiten?" Der Zank wurde hitzig. Ludwig behauptete; der Wirth sagte Nein! Indem erschien Johann, der Reitknecht. „Ey, gu=

ten Morgen, Herr Burchhard! schon zurück? die Pferde haben sich erhohlt." „Wo kommt er her, Johann?" Eben vom Füttern." „Gut, hat er nichts von Mamsell Gellnern vernommen? Sie haben heut Nacht hier geschlafen." „Hier? nein, sie waren ja gestern Abend schon hier fort." „Wie kann er das wissen?" „Ja, Sie haben es selbst gesagt." „Ich? Er ist ein Narr. Ich habe ihn ja nicht gesehen." „Herr Burchhard!" „Herr Johann!" „Ich bin noch nüchtern." „Ich auch. Kurz, wo sind sie hingefahren? das will ich wissen. Der Wagen stand hier gestern um zehn Uhr." „Herr Burchhard, glauben Sie mir, seit gestern um sieben Uhr bin ich nicht vom Thore hier weggekommen." „Er? Kerl, mach mich nicht rasend! gestern um zehn kam ich ja hier erst an. Du bliebst ja zu B***." „Mein Gott, Herr Burchhard, dieß ist ja B***." „Dieß ist B***?" Der Wirth, die Wirthinn, die Mägde schlugen eine ungeheure Lache auf; alle Gäste kamen aus dem Gastzimmer auf die Flur. „Ja, lieber Herr, hier waren wir ja gestern. Hier hat ja Mamsell Gellner Kaffee getrunken; hier waren ja die Pferde lahm. Besinnen Sie sich doch! hier an dem Steine stand ich noch, ich weiß es noch als ob es gestern war; ja, und es war ja gestern, und ich sagte: Es geht nicht, Herr! Lise ist lahm, und der Engländer hat nicht ein Korn gefressen. Da ist der Wirth mein Zeuge." „Du

bist ein Narr, Kerl! Ich bin ja nach M*** geritten." „Ja, das ist wahr; aber nun sind Sie wieder zurück gekommen." Ludwig hob die Peitsche auf, so erhitzt war er. Der Wirth fiel ihm in die Arme. Die Wirthinn, die es sehr übel nahm, daß der Mensch ihnen den Stadtnahmen abstreiten wollte, fing an zu schelten; die andern lachten.

„Herr!" sagte der Wirth, „Sie werden mir doch zutrauen, daß ich weiß, in welcher Stadt mein Haus steht, wenn Sie auch schon nicht recht wissen, wo Sie zu Hause sind. Ihr Herr Bedienter hat Recht, Sie mögen streiten, wie Sie wollen." Die Wirthinn ließ sich in der Küchenthüre etwas von Narren verlauten, die man einsperren müßte. „Nun," rief Ludwig, „so soll den Kerl, der mich gestern nach M*** bringen wollte — Wo ist der Kerl?" — „Der ist erst diesen Morgen zurück gekommen, und brachte mir Nachricht von Ihnen, ich sollte in dem Adler Sie suchen." — „Nun zum Teufel, ja, im Adler! Wie käm' ich denn hierher? Ruft den Kerl!" Man lachte, und rief den Mann. „Zum Teufel, Herr, wo hat er mich gestern hingebracht?" — „Nach M***." — „Ich bin ja aber hier wieder!" — „Ja, da sind Sie zurück gekommen diese Nacht." — Ludwig fuhr in vollem Grimme auf den Menschen ein. Der Wirth warf sich dazwischen, und einige Bürger zogen sich auf Ludwigs Flan-

ken. Ludwig schrie mit blitzenden Augen: „Er Narr! er hat mich drey Stunden im Felde umher genarrt, und dann mich hierher zurück geschleppt!" — „Ich?" — „Ja, Er unverschämter Gesell! wie wäre ich sonst hier? hierher in dieß Wirthshaus hat er mich geführt!" — „Lieber Herr," fing dieser triumphirend an, „wo ist denn der Brunnen, der vor dem Adler stand, wo Sie mit dem Hute Wasser schöpften? wo ist denn der Thurm, den ich Ihnen zeigte, der gerade gegen den Adler über steht? Ich sagte noch, wie Sie mich fragten, ob ich auch den Adler kennte, da sagte ich: o ja, der Thurm steht gerade gegen über. Wo ist der Thurm?" Ludwig sprang voller Wuth aus dem Hause, durch den Thorweg, um den Brunnen und den Thurm zu sehen. Man folgte ihm, und er blieb starr vor der Thüre stehen, weil weder Brunnen, noch Thurm da war. — „Sehen Sie, hier war der Brunnen; dort stand der Thurm, und wenn man herein kam, stand das Haus gleich links, und dieß steht rechts." Ludwig sah sich überall um: „Nun, so weiß es der Teufel, wie ich hierher gekommen bin! Er hat Recht, lieber Mann; doch bin ich um nichts klüger."

„Der Wein hat ihm in M*** geschmeckt; da kann er zanken, wo er gesoffen hat, der schöne Herr!" rief die Wirthinn. Ludwig stand wie verzaubert da. Er sann und sann. Man lachte laut und heimlich. „Lieber Herr Burch-

hard! besinnen Sie sich einmahl: Haben Sie denn etwa getrunken? Wo sind Sie denn diese Nacht gewesen? das müssen Sie doch wohl wissen!" — Ludwig sah Johannen an. „Wie mich dünkt, so habe ich im Adler diese Nacht da in der Chaise geschlafen." — Ein schallendes Gelächter, lauter als vorhin, erhob sich. — „In der Chaise?" schrie der Wirth, und hielt den Bauch. „In der Chaise?" fragte die Wirthinn; „so bezahlen Sie das Postgeld, mein Herr, wenigstens das halbe." — „Und mir ein Trinkgeld!" rief ein Postillion: „denn ich habe Sie von M*** diese Nacht hierher gefahren." Ein Gelächter ohne Gleichen lockte alle Gäste an die Fenster. Man fragte, man erzählte; das Lachen flog von Fenster zu Fenster, von Zimmer zu Zimmer. Die Nachbarn versammelten sich; selbst Johann lachte, so lieb er seinen Herrn auch hatte, und Ludwig that noch immer Fragen, die zeugten daß er sich noch nicht mit der Vorstellung bekannt gemacht hatte, er sey nicht im Adler.

Die beyden Frauenzimmer fuhren lachend nach M*** ab, und fragten scherzend Ludwigen, ob sie ihm Quartier im Adler bestellen sollten. Der Wirth setzte in einem Monathe so viel Brantewein nicht ab, als heute, denn die ganze Stadt kam den Morgen, den Herrn zu sehen, der nicht wußte, in welcher Stadt er wäre. Ludwig merkte nicht, daß er der Gegenstand des Gelächters und des Gezischels war.

Er aß im Traume, so sehr er auch das Essen nöthig hatte. Er dachte nur an Rosen, an ihren Vorsprung, an die Mittel, sie wieder einzuhohlen, und er dankte Gott laut, wie er endlich wieder zu Pferde saß.

Rose saß ebenfalls diesen Morgen im Wagen, und dachte an Ludwig. Sie hörte gestern Abend seine Stimme, sein Gespräch mit dem Wirth im Adler. Sie schlief am Fenster. Sie hob sich in die Höhe, etwas zu sehen. Sie sann eben auf ein schickliches Mittel, noch ein Mahl aufstehen zu dürfen. Ludwig fragte: „Wenn wollen sie fahren?" — „Um acht!" antwortete der Wirth. Sie hörte ein lautes Gezänke, ohne etwas zu verstehen, weil die Cousine sagte: „Aber Rose, was hast du noch zu gucken? lieg doch still, Mädchen!" In dem Augenblick ging die Thür zu. Alles wurde still im Hause. Endlich kam ein männlicher Fuß die Treppe herauf. „Das ist er!" Das Zimmer neben ihnen wurde geöffnet. Sie hörte das Bett rauschen. „Das war er!" Sie konnte in der theuren Nähe kein Auge zuthun. Sie war, wie am frühen Morgen die benachbarte Thür aufging, mit einer so heftigen Bewegung zum Bette heraus, daß die Cousine, die Tante und das Mädchen aus dem Schlafe vor Schrecken auffuhren. „Ich stehe nur auf, Tante," sagte Rose. — „Nun wahrhaftig, du bringst einen bald um, wenn du aufstehst." Rose flog in die Kleider. Sie lachte,

sie sang. „Aber Mädchen! Rose, bist du nicht gescheidt?“ „Ach, Tante!“ rief sie mit ausgebreiteten Armen und blitzenden Blicken, „ich ziehe mich nur an.“

Rose stand nur auf, Rose zog sich nur an, Rose ging nur ein Mahl hinaus, und Rose lärmte so, daß die Tante endlich böse aus dem Bette fuhr: „Rose, du bist nur heute toll!“ Rose hatte nirgend Ruhe. Sie lief Treppe auf, Treppe ab. „Aber Rose?“ — „Tante, ich gehe nur ein Mahl.“ — Sie hörte jemanden, sprang hinaus, ließ die Thür angelweit offen, daß die Tante und die Cousine hinter die Gardinen fahren mußten. „Aber mein Gott, Rose!“ — „Tante, ich hörte nur jemanden.“ — „Darum ließest du die Thür offen, und ich sitze hier noch — Mädchen, laß die Jemands gehen!“ — Rose trank Kaffee, alles im Lauf. Sie packte ihr Nachtzeug ein; sie warf ihr Tuch der Cousine zwischen die Tassen; dann: „Tante, da kam wer!“ Mit jedem Glockenschlage fuhr sie zusammen, denn immer näher kam die Stunde der Abfahrt. Endlich: „Er kommt ja gar nicht!“ konnte sie es nicht mehr aushalten. Sie lief hinab, und suchte den Wirth. „Hören Sie, Herr Wirth,“ fragte sie freundlich furchtsam, „wo ist denn der Herr, der gestern Abend noch spät nach uns fragte? Sagen Sie ihm doch, wir würden bald wegfahren. Hören Sie lieber Herr Wirth? Es ist ein Verwandter von uns.“

„So? ja der!“ Der Wirth konnte doch unmöglich seine gestrige Ungeschliffenheit einem so höflichen Mädchen gestehen. „Ach, ja! ja! der ist gestern“ — „Er hat neben uns auf dem Zimmer geschlafen, nicht wahr, Herr Wirth?“ „Ja, ja! ganz recht! in einer kurzen Jacke! ja, der ist schon ausgegangen.“ „Er weiß doch aber, daß wir um acht wegfahren wollen?“ „Ganz recht, das habe ich ihm gesagt. Ja! er sagte, wenn er Zeit hätte, so wollte er noch ein Mahl wieder kommen, und Sie besuchen. Er ist ein Mahl weg gegangen, Jemanden zu sprechen.“ „Er kennt hier aber Niemanden.“ — „Ganz recht! Ja! er ist auch nur spatzieren gegangen.“ — „Spatzieren?“ sagte Rose und drehte sich langsam um, und ging hinauf.

Die Pferde kamen, und Ludwig nicht: die Rechnung wurde bezahlt, und Ludwig war nicht da. „Nun Rose, deine Saloppe!“ „Ach Tantchen!“ seufzte Rose, und sah die Tante mit ein Paar traurigen Augen an. „Nun, Mädchen, so mache doch!“ — „Es ist hier noch gar zu hübsch!“ — „Du bist eine Närrinn.“ Rose hob die Saloppe auf, als ob sie von Bley gewesen wäre. Sie nahm den Fächer, zog die Handschuhe an, sah aus dem Fenster, ging einen Schritt, stand, seufzte. Die Cousine faßte sie endlich unter den Arm, und zog sie die Treppe hinab. Ein Armer stand da. Rose suchte, und suchte. „Rose!“ rief die Tante; „Rose!“

die Cousine. „Gleich den Augenblick. Ich gebe nur dem Armen was!“ — „Ich glaube, du bethest mit ihm.“ Es half nichts, sie mußte hinein, und er kam nicht. Der Wagen fuhr fort, und er kam nicht. „Tante, Sagen Sie doch, daß der Postillion bläst.“ — „Ey was!“ Sie sah zu dem Fenster hinaus, bald hier, bald da. Endlich, wie sie alle Hoffnung aufgegeben hatte, ihn zu sehen, so legte sie sich in eine Ecke des Wagens, und schimpfte in Gedanken auf Ludwig, auf die Tante, auf die Cousine, auf die ganze Welt, sprach nicht ein Wort, sah nicht auf, außer wenn sie etwa ein Pferd hörte: dann fuhr sie mit dem Kopfe so schnell durchs Fenster, daß ihr jedes Mahl die Haube abfiel. Das arme Mädchen! Er kam nicht; denn er war noch ruhig in seinem bezauberten Wirthshause, wie sie schon zwey Stunden nach ihm ausgesehen, und auf ihn geschimpft hatte.

Spatzieren war er gegangen, da er doch wußte, daß sie da war, daß sie um acht Uhr fahren wollte! und da geht er spatzieren? das war zu arg. Nein, es muß ihm etwas begegnet seyn. Ein Unglück? das gebe Gott nicht! das eine machte sie traurig, das andere böse. Ludwig flog indeß hinter ihr her den Weg nach M***. Er kam in den Adler. „Sind sie fort die Frauenzimmer?“ — „Um acht!“ — „Wohin?“ — „Die Straße auf die nächste Station. Die eine Mamsell hat nach Ihnen gefragt.“

— „Wie? gefragt?“ „Ja, sie hoffte auf Sie.“ — „Nicht möglich!“ „Wer war das Mädchen?“ — „Ja, das weiß ich nicht; aber Rose hieß sie: so viel weiß ich.“ — „Recht. Vorwärts, Johann!“ Es ging rasch die Straße fort, bis zur nächsten Station. Eben die Fragen, eben die Antworten; nur wußte der Wirth nicht, wohin die Frauenzimmer gefahren waren. Denn hier hatten Pferde ihrer erwartet, und sie waren fortgereist, ohne den Ort zu nennen, wohin sie wollten. Ludwig eilte fort: bald hatte er Rosens Spur, bald war sie verloren; endlich verzweifelte er, sie aufzufinden, und er kam wieder matt und müde in der letzten Station an. Die beyden Frauenzimmer aus B*** waren hier. Sie erkundigten sich näher nach seinem Unfall. Ludwig erzählte. „Allein wissen Sie denn gar nicht, wohin die Frauenzimmer wollten?“ — „In ein Bad, Gott weiß aber, in welches.“ — „Das kann kein anders, als Pyrmont, seyn. Ihre Pferde sind ermüdet: wenn Ihnen unsere Gesellschaft nicht zuwider ist, so gehen Sie mit uns in unserm Wagen. Wir gehen dahin, und lassen Sie ihre Pferde nachkommen.“

Ludwig nahm den Vorschlag mit beyden Händen an. Gegen Abend fuhr er mit den beyden Frauenzimmern ab. Noch eine Nacht blieben sie unter Weges, und endlich war Pyrmont erreicht. Unter Weges suchten die beyden Mädchen Ludwigs Unruhe zu verbergen, zu verlachen und

wegzusingen. Vergebens. Seine Unruhe blieb. Nahe vor Pyrmont hielten die Damen Rath, unter welchem Verhältnisse sie mit Ludwigen in Pyrmont einziehen wollten. „Hören Sie, Herr Burchhard! Sie sollen unser Cousin seyn! Wir nehmen eine Wohnung, und so haben wir zugleich an Ihnen einen Beschützer.“ Ludwig war das zufrieden, und noch den Abend ihrer Ankunft stand in der Liste der Badegäste: „Heute angekommen, Herr Burchhard, und zwey Demoiselles Düpuis aus Ellbergen; wohnen im goldnen Baum.“

Burchhard lief sogleich mit funkelnden Augen die Badeliste durch. Rose war so wenig da, als Madam Rehberginn. Die beyden Cousinen machten ihm neue Hoffnung, daß entweder Madame Rehberginn noch ankommen könnte, oder unter einem falschen Nahmen schon da sey. Das Letzte war wirklich so. Die Räthinn Lauter, die Mutter des jungen Raths, hatte Madame Rehberg auf der Station, wo Ludwig sie verlor, abgeholt, und so waren alle fünf unter dem Nahmen: Frau Räthinn Lauter und Familie in Pyrmont in die Liste eingetragen. — Rosen war es gar nicht aufgefallen, daß die alte Räthinn sie so besonders in Obacht nahm; sie merkte es nicht, daß der junge Rath sie in Pyrmont mit einem so viel bedeutenden Compliment an der Thüre des Hauses, wo sie wohnen sollten, empfing: sie sah es nicht, daß sie die Göttinn des festlichen Abend-

mahls war, das er bestellt hatte. Sie hatte nur Ludwigen im Kopf; sie dachte nur daran, ob er auch nach Pyrmont kommen, und sie finden würde. Wenn der Rath mit ihr am Fenster stand, ihre Hand in der seinigen hielt, sie anlächelte, und Rose, geduldig wie ein Lamm, da stand, ihre Hand nicht zurück zog, ihm jeden freundlichen Blick mit einem eben so freundlichen bezahlte, zu allem, was er ihr sagte, ja sagte; so steckten die beyden Mütter die Köpfe zusammen, lächelten und zischelten, und die arme Rose hatte gewöhnlich nichts gehört von dem, was der Rath sagte. Sie hatte Augen, Ohren und Gedanken auf der Gasse, nach Ludwigs Stimme und Gestalt. Sie riß der Tante ohne Umstände die Badeliste aus der Hand, wie sie hörte, daß alle Fremden in Pyrmont hier aufgeschrieben ständen, durchlas die Liste mit Angst, und fand ihn nicht. Den zweyten Morgen fand sie: „Herr Burchhard aus Ellbergen.“ Sie erröthete bis an die Stirn. „Zwey Demoiselles Dupuis!“ Das fiel ihr auf. „Wer sind die?“ Heimlich und mit einer rührenden Freundlichkeit bath sie den Rath Lauter, sich doch einmahl heimlich, aber ja ohne Wissen der Tante, nach diesen zwey Mädchen zu erkundigen Sie wohnen im goldenen Baum. Lauter, voller Freude, einen Auftrag von Rosen zu haben, ging, lief, fragte, erkundigte sich, und zu Mittage war er wieder da. Er winkte Rosen mit einem freundlichen Gesichte. Man sah

es ihm an, wie glücklich ihn das machte, mit Rosen ein Geheimniß zu haben.

Rose ging zu ihm. „Nun, Herr Rath, wissen Sie?" — „Die beyden Mädchen, meine Beste, sind nicht werth, daß ihr Nahme von ein Paar so unschuldigen Lippen, als Rosens Lippen, genannt werden." — „Mein Gott! wie so?" — „Es sind ein Paar, ein Paar — mit einem Worte — sie gehören zu dem Abschaum Ihres Geschlechts: es sind ein Paar feile, liederliche Dirnen." — Rose erblaßte. „Herr Rath, das ist nicht möglich; denn — nein, es ist gar nicht möglich. O das wäre abscheulich!" — „Sie, meine unschuldige Seele, kennen die Welt noch nicht. Das dünkt Ihnen unmöglich, weil Sie selbst — so unschuldig sind. Aber es ist. Ich habe mich genau darnach erkundigt. Einige Officiere kennen diese beyden Mädchen schon länger." — „Nein, Herr Rath, es können ja mehr Düpuis seyn!" „Ich habe sie gesehen. Sie sind auf der Allee, und sie haben schon einen jungen wilden Menschen unter Weges aufgefangen. Er gibt sich für ihren Cousin aus; er wohnt mit ihnen in Einem Hause; er unterhält sie. Ich kann nicht irren; denn kaum erschienen sie auf der Promenade, so waren sie von Officieren umringt, welche die alte Bekanntschaft erneuerten. Sehen Sie, meine Beste, da kommen sie." Rose trat hinter die Jalousien, und sah, o Schmerz! sah die beyden Mädchen, eins in Ludwigs Armen, und

das andere von einem Haufen junger Leute umringt. Rose faltete die Hände. „O Gott!“ sagte sie, und eine wahrlich heiße, brennende, ihr ganzes Herz zerreissende Thräne floß über ihre Wange. „O Gott!“

Indem trat der Wirth des Hauses in das Zimmer, wo Rose mit dem Rath am Fenster stand. „Gefällt Ihnen die Aussicht, Mamsell? Da gibts immer was zu sehen.“ Rose verfolgte mit einem brennenden Schmerz den geliebten Jüngling. „Aha!“ fing der Wirth an: „da sind ja die saubern Mamsells Düpuis auch! Nun wirds lustig hergehen! Da wird wieder mancher seinen Geldbeutel sitzen lassen.“ Rose schlug ihr Auge in die Wolken. „O Gott!“ rief sie zum dritten Mahl, und verdeckte die Augen, und unter den Fingern floß ein Thränenstrom hervor. Der Rath dachte: „Gott! welch ein schönes Herz!“ Er konnte nicht anders: er ergriff Rosens Hand, und drückte sie an seine Lippen.

Rose befand sich übel: sie war gezwungen, sich zu Bett zu legen. Alles saß um ihr Bett her, um ihr Gesellschaft zu leisten, und sie hätte so gern allein ihrem Schmerz nachgehangen! Sie freute sich wie ein Kind auf die Nacht; dann mußte man sie doch allein lassen. Sie schlief nicht eine Minute. „Deßwegen also ließ er mich fahren, ohne mich zu sehen?“ rief sie, und verbarg die vor Schmerz und Zorn glühende Wangen in ihr Kopfküssen. Sie wußte es selbst nicht,

bedauerte sie ihn mehr, oder haßte ihn mehr. „O Gott!“ rief sie: „und diesen Menschen muß ich lieben?“ Die Unruhe trieb sie aus dem Bette; sie sank in dem Gefühle ihres Schmerzens, ihres Bedauerns, ihres Unwillens und ihrer Liebe in die Kammer auf die Kniee, und bethete zu Gott, den Unglücklichen, den Verführten zu retten. „Ist es möglich,“ rief sie dann wieder: „daß er mich noch liebt? kann er es wagen, sein Auge gegen mich aufzuheben?“ So verfloß die Nacht unter dem Sturm der Liebe, des Zorns, des Mitleidens und der Eifersucht.

Am andern Morgen kam die Tante von einer Promenade mit der Räthinn und mit der Cousine zurück. Mit einem verstörten Gesicht kam die Cousine an Rosens Bett. „Rose, liebe Rose! weißt du, wer hier ist? dein alter Liebhaber. Und liebes Kind, rathe, in welcher Gesellschaft? mit zwey abscheulichen Mädchen. Rose, schreib doch an die Tante Seeburginn. Sein Vater kann das unmöglich leiden. Gestern hat er sich um die Mädchen mit einem andern schlechten Menschen geschlagen. Herr Gott, ich zitterte: ich dachte immer, er würde mich sehen, und er würde mich anreden. Ich und Mama liefen auch, als ob der böse Feind hinter uns wäre. Zum Glück sah er uns nicht; denn sie waren alle um ihn her, und es wurde so ein Lärmen, daß ich denke, sie haben sich wieder in der

Allee bey den Köpfen gehabt." Rose erstarrte vor Schrecken.

Die Cousine hatte das erzählt, was das allgemeine Gerücht wirklich sagte. Auch war der Vorgang wirklich so; nur die Bewegungsgründe waren nicht dieselben. In dem bezauberten Wirthshause zu B***-hatten diese beyden saubern Schwestern schon einen Anschlag auf Ludwigen. Es war ihnen nicht entgangen, daß Johann von seinem Herrn erzählte, wie gut, und wie reich er sey. Ludwigs Gesellschaft nach Pyrmont kam ihnen also wie gerufen. Noch mehr, sie sahen eine volle Goldbörse bey dem jungen Menschen. Noch den Abend, wie sie in Pyrmont angekommen waren, setzten sie alle ihre Künste der feinsten Buhlerey in Bewegung, des jungen Menschen Sinnlichkeit zu reitzen, allein zu ihrem äußersten Erstaunen sahen sie zum ersten Mahle einen reichen, jungen Menschen voll Lebenskraft, aber von einer so reinen Unschuld, daß ihre feinsten Schlingen nicht einmahl bemerkt wurden. Ein Paar Worte heimlich geredet, und der Plan war fertig. Zwar machte die jüngste von ihnen noch bis Mitternacht, reitzend gekleidet, mit der ersinnlichsten Feinheit, aber zu ihrer Beschämung, vergebliche Versuche auf Ludwigs Herz. Er blieb so kalt, wenn sie ihre weiche Hand auf seine legte, wenn sie sich an ihn im Feuer des Gesprächs anschmiegte; ihre lachenden, einladenden Blicke, die sie auf ihn

warf, fielen wie auf einen Haubenkopf; „aber, mein Gott, Herr Burchhard!" sagte sie, und ergriff seine Hand, und drückte sie sanft: „wir haben doch sehr viel Zutrauen zu Ihnen. Wir fahren mit einem jungen, schönen Menschen, bleiben mit Ihnen eine ganze Nacht unter Weges in einem Wirthshause, wo uns nur eine elende Bretwand trennt; jetzt wieder wohnen wir zusammen in einem Hause. Unsere Zimmer stossen an einander, wir kommen noch in Nachtkleidern zu Ihnen; meine Schwester geht sogar zu Bette, und läßt mich mit Ihnen mitten in der Nacht allein. Wahrhaftig, das ist viel gewagt!"

„O nein," sagte Ludwig sehr ehrlich; „denn was müßte dieß für ein elender Mensch seyn, der dieses unschuldige Vertrauen nur durch einen unebnen Gedanken mißbrauchen könnte? Glauben Sie mir, liebe Cousine! ich bin wahrlich nicht so abscheulich, so verachtungswürdig. Seyn Sie darüber sehr ruhig!"

„Ja, aber was wird man von uns denken? Meinen Sie, daß alle Menschen so denken?"

„Das weiß ich; ich habe Ihnen das auch eingeworfen. Sie schienen es nicht so zu finden."

„Ey nun, wer will sich ans Gerede der Menschen kehren? und dann sind Sie ja unser lieber Cousin, nicht wahr, lieber Burchhard?" Sie umfaßte ihn, und drückte ihn sanft an ihre Brust. Ludwig lachte; „ey ja, wenn Sie das

sichern kann, der will ich seyn.“ Mamsell ging endlich, und gestand ihrer Schwester, daß dieser Mensch der seltenste Vogel auf Erden sey. Man überließ sich der Zeit und dem Zufalle.

Am andern Morgen flog Ludwig in die Allee, suchte Rosen, und fand sie nicht, wie er keinen Menschen fand. Es war früh Morgens. Er wartete geduldig. Hunderte erschienen; Rose war nicht darunter. Endlich erschienen auch seine beyden schönen Cousinen. Er ging zu ihnen, er ging mit ihnen. Eine Menge junger Herren fanden sich zu dieser Partie. Die jüngste, die sehr treu bey Ludwigen aushielt, und nur hin und wieder einem eine kurze Verbeugung machte, gestand Ludwigen flüsternd, daß das alles Bekanntschaften wären, die sie voriges Jahr im Bade gemacht hätte. Sie wären ihr unangenehm, setzte sie hinzu, und drückte Ludwigen die Hand. Ludwig, der noch in keinem Bade gewesen war, fand dabey nichts Unnatürliches. Die beyden Damen gingen endlich nach Hause, und Ludwig blieb bis Mittags. Jedermann verschwand, um zu essen. Er aß im Saale, und hörte auch nichts von einer Madame Rehberg reden. Nach Tische ging er nach Hause, seinem Vater zu schreiben. Er ging vor dem Zimmer seiner Cousinen vorüber, hörte laut reden, lachen, und ging hinein.

Die beyden Cousinen hatten Gesellschaft, zwey fröhliche, junge Herren. So wie Ludwig

die Thüre öffnete, so standen beyde Mädchen von ihren Sitzen auf, und kamen Ludwigen entgegen. „Ah bon jour, Cousin! — Bien venu!“ sagte die jüngste, und ging auf ihn zu. Ludwig fragte sie heimlich, ob sie nichts von Madame Rehberg erfahren habe. Eben rief die andere Schwester hinter seinem Rücken: „Pfuj, lassen Sie!“ Ludwig sah sich um; der eine der jungen Herren wollte Mamsell auf seinen Schoß ziehen. „Lassen Sie das Mädchen los, Herr!“ rief Ludwig befehlend. „Was kümmert Sie das Mädchen?“ antwortete der junge Mensch lachend. „Sie sind bey mir, mein Herr!“ „Das weiß ich!“ „Also lassen Sie's los!“ „Ich will nicht!“ „Nicht,“ rief Ludwig; „Herr! den Augenblick gehen Sie, oder ich werfe Sie zum Hause hinaus.“ „Wie? mich? zum Hause hinaus? Wissen Sie, mit wem Sie reden?“ Der junge Mensch fuhr auf Ludwigen zu. Ludwig ergriff ihn, und wollte ihn nach der Thüre schleppen. Der Andere half seinem Gesellen. Es gab ein Getümmel; die Mädchen schrien, der Wirth kam darauf zu, eben wie Ludwig sie beyde an die Thüre gezerret hatte. Die jungen Leute fühlten Ludwigs Übermacht. „Komm, laß uns gehen!“ rief der eine, „aber Gott sey ihm gnädig, dem eifersüchtigen Narren!“

Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht von Mund zu Mund; „Die beyden Herren von *** sind heute von einem Anbether der Düpuis zum

Hause hinaus geworfen." „Aber wer ist der junge Mensch?' fragte man. Niemand kannte ihn. „Er gibt sich für einen Cousin der beyden Mädchen aus." Wie am andern Morgen Ludwig in der Allee erschien, so war er umringt; man zeigte mit Fingern auf ihn. „Das ist er!" flüsterte man von allen Seiten. Auf ein Mahl aber traten die beyden beeidigten jungen Leute, in Begleitung einiger ihrer Freunde, auf ihn zu. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte der eine voller Grimm. Ludwig blieb ruhig stehen. ‚Ich heiße Burchhard." „Sie haben mich gestern beschimpft." „Ich? nein; ich habe Sie nur zum Zimmer hinaus geworfen." „Nun; zum Teufel! und heißt das nicht beschimpft?" „Wenn Sie so wollen, meinetwegen." „Sie sind mir Genugthuung schuldig." „Herr! ich bin Ihnen nichts schuldig, als noch ein Mahl die Lehre: lassen Sie die Mädchen gehen, oder Sie haben es mit mir zu thun!" „Gut, ich will es mit Ihnen zu thun haben. Sie mögen seyn, wer Sie wollen, kommen Sie!" „Wohin?" „Dort ins Gebüsch." „Was soll ich da?" „Zum Teufel, sich mit mir schlagen!" Ich habe Sie ja schon gestern geschlagen," antwortete Ludwig mit Phlegma. „O Gott! Herr, kommen Sie!" „Ich will nicht." „Sie wollen nicht? so erkläre ich Sie für einen Schurken." „Das mögen Sie!" „Gebe Ihnen Nasenstüber." „Und be-

kommen Schläge." „Von wem?" „Von mir." „Herr, treiben Sie mich nicht aufs Äußerste! Kommen Sie, oder, meine Herren! Sie sind Zeuge; ich erkläre diesen Menschen für den ärgsten Schurken, den die Erde trägt." Ludwig lachte: „Sie sind ein Narr. Sie können mich auch zu einem Elephanten erklären, wenn Sie wollen: bin ichs darum?" „Dann aber" rief ein anderer: „räume er das Bad, Herr, rathe ich ihm." „Warum?" „Weil wir keine Schurken hier leiden." „Sie scheinen den Vorgang nicht zu wissen, meine Herren!" sagte Ludwig; „der Mensch da ist gestern bey mir, und behandelt ein Mädchen, das in meinem Schutze steht, gewaltthätig. Ich sage ihm, er soll das lassen. Er will nicht. Ich werfe ihn zum Zimmer hinaus. Nun, meine Herren! wenn jemand von Ihnen darauf zukäme, daß man Ihre Schwester, oder Frau, oder Freundinn so behandelte, wären Sie darum Schurken, wenn Sie dem Menschen die Thüre wiesen?" „Aber dennoch sind Sie ihm Genugthuung schuldig." „Er mag die Schuld ausklagen. Nun lassen Sie mich gehen." „Nicht von der Stelle!" rief der erbitterte Jüngling: „nicht von der Stelle; oder bitten Sie mir förmlich ab!" „Was soll ich Ihnen abbitten?" — „Das Sie mich zum Zimmer hinaus geworfen haben!" — Das? Herr, kommen Sie wieder, so werf ich Sie zum zweyten Mahle, und dann zum Fenster hinaus."

In dem Augenblicke ergriff der Herr von *** Ludwigen bey der Brust; der andere umfaßte ihn von hinten. Ludwig aber befreyte sich mit zwey kräftigen Faustschlägen von seinen beyden Gegnern, riß einem Officiere den Degen von der Seite, da er sah, daß Andere zugreifen wollten, und stellte sich an einen Baum. „Ruhig!“ sagte er: „der Erste, der seine Hand aufhebt, ist ein Kind des Todes.“

In dem Augenblicke näherte sich ein alter Mann, des Herrn von *** Vater. „Was gibts hier?“ Man flog aus einander. „Ihr Herr Sohn,“ fing einer an. — „Ist das Ihr Sohn?“ sagte Ludwig, und gab den Degen zurück: „Mein Herr! Sie nehme ich zum Richter an. Ihr Sohn beleidigt in meiner Wohnung ein unschuldiges Frauenzimmer; ich werfe ihn, weil er fortfährt, zum Zimmer hinaus. Jetzt fordert er mich zu einem Duell. Ich will nicht, und nun greifen mich auf ein Mahl mehrere an. Es ist sein Glück, daß Sie kommen.“ Der Vater sah seinen Sohn an; der schwieg. Er hatte nicht Lust, seinem Vater zu sagen, daß die Unschuld der Mädchen eben so sehr groß nicht wäre. Der Vater sagte seinem Sohne: „Gut! du hast ihn gefordert. Er will nicht: was willst du mehr? Meine Herren! hier in der Allee? Kennen Sie die Gesetze? Seyn Sie ruhig! Es gibt ja andere Örter, wo dergleichen Ehrensachen abzumachen sind.“ „Ich sage Ihnen aber, mein

Herr!" hob Ludwig aufs neue an: „es ist keine Ehrensache. Es ist nicht für einen Heller Ehre dabey; denn ich kenne nichts Abscheulicheres, als ein unschuldiges Frauenzimmer zu beleidigen." — „Aber, Herr! so menagiren Sie sich in Ihren Ausdrücken, wenn Sie nicht Muth haben, sich zu schlagen," sagte der Alte. — „Aber, lieber Herr! wie ist diese Sache eine Ehrensache zu nennen? indeß in Gottes Nahmen! Also ich habe Ihren Sohn zum Zimmer hinaus geworfen, weil er in einer ehrenvollen Unternehmung begriffen war. Eine eigene Sprache!" sagte er lachend. „Und was, lieber Gott! was hätte das den ganzen Handel geändert, wenn ich Sie erstochen oder erschossen hätte? Ich sehe nicht ab, die Handlung blieb dieselbe, und Sie kamen dadurch nicht wieder zur Thüre hinein."

„Sie haben Recht, mein Herr!" rief der junge Mensch: „wir wollen dieß Gespräch schon einmahl fortsetzen." — „Sie haben Recht!" riefen alle lachend, und gingen fort. Ludwig setzte sich auf eine Bank, und starrte die Vorübergehenden an. Nach einer halben Stunde kam ein Knabe, der brachte ihm ein Billet. Ludwig las: „Es wünscht Sie jemand sehr dringend zu sprechen. Folgen Sie dem Knaben." Ludwig folgte dem Knaben. Er dachte an Rosen. Der Knabe führte ihn in ein Gehölz. Hier traf er aufs neue die Gesellschaft der jungen Leute. Wie er kam, so drang ihm einer einen Degen

auf. „Was soll ich damit?“ fragte er eben, als der beleidigte junge *** mit seinem Degen auf ihn eindrängte. „Wehre dich, Schurke!“ — „Straßenräuber!“ rief Ludwig, und noch nicht fünf Minuten, so hatte er den jungen Menschen entwaffnet. „Elender Straßenräuber!“ rief er noch ein Mahl. Die Zuschauer steckten mit Erstaunen die Köpfe zusammen. Ein Officier sagte laut: „Ich habe nie mit mehr Kälte und Geschicklichkeit fechten sehen. Der Teufel kann sich nicht braver schlagen.“ „Straßenräuber!“ rief Ludwig zum dritten Mahle: „wer wollte mich hindern, dich zu ergreifen, und dich den Häschern zu überliefern?“ „Den Häschern?“ — „Warum?“ fragte der Officier?“ — „Warum?“ sagte Ludwig heftig: „hat mich nicht der Elende gezwungen, auf einen Menschenmord loszugehen? Wenn ich weniger zu fechten verstand, konnte ich ihn denn so schonen, als ich that? Wie voll Schande muß dein Leben seyn, daß du es auf die Spitze eines Degens setzest?“ Seine Augen funkelten voll Abscheu und Zorn bey diesen Worten.

„Aber Herr!“ rief der Officier; „Sie zwingen ihn ja aufs neue, sich mit Ihnen zu schlagen! So schweigen Sie endlich! Bey Gott, Sie sind ein sonderbarer Mensch! ficht, wie der Teufel, spricht, als ob er nicht ohne Duell leben kann, und hält eine Schlägerey für einen Straßenraub! Wie, wenn er Sie auf Pistolen forderte,

derte, Herr! was hilft Ihnen Ihr fechten?" — „Dieser Feige, auf Pistolen?" sagte Ludwig mit Abscheu. — „Ja!" rief der junge ***, der wie zerschmettert von der Sprache der Wahrheit stumm da gestanden hatte: „ja!" rief er: „und wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, so will ich sie alle gegen diesen Menschen verlieren. Denn soll ich mich hier mit Schande beladen lassen? Ich bitte Sie, mein Herr ... sagen Sie, was Sie wollen ... Sie haben mich geschont. Hier sind Pistolen ... ich bitte Sie darum." Ludwig ergriff eine Pistole; mit einer bitter lachenden Miene sagte er: „O Gott! ist es noch nicht genug? und wenn du mich zwingen könntest, Mensch, so zwingest du mich zu einem gewissen Morde. Sieh jenen Baum!" Er zeigte auf ein junges, schwankes Bäumchen. Er zielte, schoß, und das Bäumcheu war von der Kugel in der Mitte, wie ein Strohhalm, zerknickt. Der Officier sprang hoch in die Höhe: „Zum Teufel, Brüderchen ***! laß es bleiben. Der Mensch setzt dich ins Gras." Der junge *** verfinsterte sein Auge; indeß wollte er doch nicht wagen, mit diesem Menschen sich zu schießen. Er schwieg. Ludwig stand einen Augenblick; dann sagte er: „Eure Ehre ist Morden, meine — Wohlthun. Lebt wohl!" Er ging langsam den Weg nach dem Bade zurück. Die ehrsame Gesellschaft, besonders der Officier, konnte sich nicht enthalten, das Betragen dieses sonderbaren jungen

Menschen zu bewundern, und nach einer Stunde flog ebenfalls auch die Relation von der sonderbaren Schlägerey um Mamsell Dúpuis in der ganzen Allee umher. Ehe Rose abfuhr — sie machte mit ihrer Gesellschaft eine kleine Reise — brachte noch die Jungfer eine ausführliche Erzählung davon nach Hause, die Rose mit schlagendem Herzen und nassen Augen anhörte.

„Ja, denken Sie! Er hat die saubere Mamsell gemiethet zu seiner Maitresse, und da kommt er unvermuthet nach Hause, findet den Herrn von * * * da, und wirft den zur Thüre hinaus. Nun haben sie sich duellirt mit Degen und Pistolen; und wäre Herr von * * * hinter einen Baum gekrochen, so hätte Herr Burchhard ihn todt geschossen. Der hübsche lange Officier, mit den goldenen Epaulets, ist dabey gewesen: der sagte zu einem andern: Burchhard hätte den Baum mitten von einander geschossen; und da wäre es noch nicht vorbey gewesen, sondern Herr Burchhard hätte ihn noch immer für einen Räuber gescholten. Er konnte nicht genug sagen, wie er hätte fechten und schießen können." „Großer Gott!" rief Rose, und hob die traurigen Blicke gen Himmel: „Er ist untreu, dann ein Mörder! o großer Gott! Nun, Hannchen! da wirds dem liederlichen Mädchen auch übel ergangen seyn!" — „O behüthe, Mamsell! Er geht schon wieder mit der Mamsell in der Allee umher. Nein, darüber lachte der Officier am

meisten, daß ihn die Mamsell so wieder in Stricken hätte, so daß er sie für treu und unschuldig hielte. Lieber Gott, das muß da eine Wirthschaft seyn! Er schämt sich doch gar und ganz nicht. Wenn das der alte ehrliche Vater wüßte!„

Jedes Wort, was die geschwätzige Jungfer, die, wie man sieht, gehört, und auf ihre Weise ausgelegt hatte, sagte, war ein Dolchstich in Rosens Herz. So mit seiner Schande zu prangen unter ihren Augen eine solche Metze in der Allee umher zu führen, das hätte auch das Herz eines Engels unversöhnlich beleidigen müssen. Sie wandte sich schnell von dem Mädchen ab, ging auf ihr Zimmer, warf sich in einen Stuhl, bedeckte die Augen mit ihren Händen; dann stand sie rasch auf. „Nein!" rief sie laut: „und wenn du knietest, dahin, Jahre lang, und ich könnte mit einem Worte, mit einem freundlichen Blicke dir das Leben retten, so knie, du abscheulicher Mensch! knie, und ich will deiner noch lachen!" Sie stand da, als ob er vor ihr kniete, drohete mit der geballten Hand an den Ort hin. Auf ein Mahl fuhr sie schnell mit der Hand auf das Herz, als ob sie dort Schmerzen fühlte. Sie weinte, sie jammerte, sie fühlte, Trotz ihres Zorns, daß sie den Unwürdigen noch liebte. „Ach, wenn er nur fort wäre! nur von hier! nur aus den Netzen dieser, ach Gott! dieser unaussprechlich verabscheuungswürdigen Kreaturen! Sie haben ihn verführt; denn er — er war

nicht so; er" — in dem Augenblick fiel ihr das Mädchen in dem Wirthshause bey Braunschweig, Louise, und der Räthinn Bär Kammerjungfer ein: „er ist eben so abscheulich, wie sie; und wer weiß, ob er nicht das Mädchen verführt hat!" — Sie schämte sich, daß es Tante und die Cousine wußten, daß sie jemahls in einer so engen Beziehung mit einem so schändlichen Menschen hatte leben können. Mit Freude stieg sie in den Wagen; er führte sie doch aus der Nähe eines Menschen, dessen Schande an ihren Empfindungen bestraft wurde.

Ludwig war indeß der Gegenstand der Neugierde der ganzen Badegesellschaft geworden. Ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren, der sich zwey Maitressen hält, wie eine Puppe reitet, wie ein Teufel ficht und schießt, mit ein Paar großen, leuchtenden Augen, einem Angesichte, von dem die Gesundheit herab strahlt, mit einem Körper, in dessen Form Antinous und Herkules zusammen fließen, mit einer Kleidung, die jetzt eben anfingen nur einige Kinder zu tragen, war selbst für die Damen ein merkwürdiger Gegenstand. Die beyden Cousinen aber hatten gar keine Freude an diesen Gaben, besonders nicht an seiner Tapferkeit; denn seit der Relation des Duells wagte es kein junger Herr mehr, nur die beyden Mädchen anzureden. Ihr Haus war seit dem so keusch geworden, wie der Tempel der Vesta. Sie thaten also Ludwigen den Vorschlag,

von ihnen weg zu ziehen, weil ihr Zusammenwohnen anfing Verdacht zu erregen. Ludwig ließ von seinem Johann, der gestern schon angekommen war, seine Sachen wegbringen: und die Mamsells dankten Gott, wie sie ihren kostbaren Beschützer los waren. Ludwig hatte doch einige Nachricht von einer Madam Rehberg eingezogen. Er forschte, er fragte: genug, sie war hier. Er blieb und flog immer umher, um endlich seine geliebte, flüchtige Rose auszuspüren. Die Damen bedauerten den hübschen Wildfang; sie setzten sich auf die Bank wo er saß, und wenn sie mit ihm in ein Gespräch geriethen, so erstaunten sie noch mehr über die Heucheley des hübschen Jungen, der sich zwey Maitressen hielt, und wie ein moralisches Buch sprach. „Er spricht so ehrlich, so ehrlich; man sollte darauf schwören, er kennte die Liebe noch nicht!" Und manche wünschte heimlich, daß sie es seyn möchte, durch die er sie kennen lernte. Man nannte ihn den hübschen Wüstling. Die Männer suchten seine Bekanntschaft; allein sie betrogen sich in ihm. Er war kalt und höflich gegen sie, er vermied sie nicht; aber sie hatten nicht das Herz, vertraulich gegen ihn zu seyn.

Zwey Tage nach Rosens Abreise war ein großer Ball. Die Gesellschaft sammelte sich. Ludwig stand an der Thüre auf seinem gewöhnlichen Posten, und sah jedem Frauenzimmer sehnsuchtsvoll entgegen, und bekam von allen Damen,

die bey ihm vorüber in den Saal gingen, einen freundlichen Blick. Die Gesellschaft war im Saal; Ludwig wollte schon gehen; da wurde er neben sich einer Frau gewahr, die ihrer Kleidung nach, eine gemeine Bürgerfrau war, und die sich von Zeit zu Zeit mit ihrer Schürze eine Thräne abtrocknete. Ihr Blick hing mit einer furchtsamen Sehnsucht an einem Spieltische an der Seite des Saals, an dem drey sehr reich gekleidete Herren saßen, neben ihnen drey reiche Haufen Goldstücke. Ludwig betrachtete die Frau von der Seite und heimlich. Er bemerkte ihre Blicke auf den Spieltisch; er sah, daß einer der Herren, der Kammerherr von W***, ebenfalls von Zeit zu Zeit auf die Frau blickte.

Endlich stand der Kammerherr auf, näherte sich der Thüre, und sagte im Vorübergehen zu der Frau: „Entschließe Sie sich! Morgen ist es zu spät!" „Ach, Gott erbarme sich!" seufzte die Frau mit einem Tone, der Ludwigs Herz umwandte. Sie ging durch die Allee; mit jedem zehnten Schritte stand sie still. Endlich setzte sie sich an den Canal. Ludwig sah ihr nach. „Hier saß er," fing die Frau herzlich an zu weinen. Sie verbarg das Gesicht in ihre Schürze; er hörte sogar, wie er unter den Bäumen näher kam, ihr Schluchzen. Er ging, von den Bäumen verdeckt, näher. Bey dem Springbrunnen stand er still; denn die Frau kam wieder zurück. „Was weint Sie, meine liebe Mutter?" fragte er mit einem

sanften Tone. Die Frau sah ihn an, seufzte: „Ach Gott!“ und wollte vorüber. „Hör sie, der Kammerherr da — kurz und gut, Frau! vielleicht kann ich Ihr helfen, wenn Sie Vertrauen zu mir hat.“ Die Frau blieb wiederum stehen, sah ihn noch ein Mahl an, und schüttelte den Kopf, als ob sie sich besänne. „Mutter, ich bin ein ehrlicher Mensch: wenn ihr ein anderer, als der Kammerherr, helfen kann, so habe Sie Zutrauen zu mir.“ Sie seufzte tief auf! „Ach, gnädiger Herr, wenn das Gott wollte, ich wollte Ihnen auf den Knien danken!“ „Ich bin kein gnädiger Herr, Mutter, aber ein guter Mensch; mein Nahme ist Burchhard. Höre Sie, Mutter, ich gehe mit Ihr nach Ihrem Hause. Da haben wir Zeit zu plaudern.“ Er ging neben ihr her, und sie führte ihn in ein Haus, und drey Treppen hoch in ein kleines Zimmer, wo ein Mann saß, der nähte, und ein hübsches Mädchen, die ihr Gesicht verbarg und weinte.

Der Schneider zog die Mütze ab, wie Ludwig herein trat, und sah bald auf seine Frau, bald auf Ludwig. „Das ist Ihr Mann, Mutter?“ Sie nickte. „Vater, da komm’ ich mit Seiner Frau, und wenn sichs helfen läßt, so will ich helfen. Nun, Kinder, was ist Euch? Fange er an, Meister! Ich heiße Burchhard, und Er?“ „Meister Walter.“ „Nun Meister Walter, fange er an!“

„Ja, du lieber Gott, Herr, wir sind unglückliche Leute.“ Das Mädchen fing jetzt an, noch ärger zu schluchzen. Sie hob ihr Gesicht auf, und Ludwig sah ein sehr reitzendes Gesicht, voll von dem Reitze einer frischen Jugend. „Nun, Liese,“ fuhr der Vater fort, „hör' auf zu heulen. Das hilft dir und ihm nichts, und du machst uns das Leben nur noch saurer. Sehen Sie, lieber Herr, da habe ich das einzige Mädel, und erziehe sie, wie ein armer Mann, der nicht viel dran wenden kann, in der Gottesfurcht und so weiter. Nun wächst sie auf, und wie Sie sehen, so hat sie ein glattes Gesicht, Gott sey Dank, und auch — ja, es ist doch wahr, und Gott sey auch nicht Dank dafür! Nun findet sich ein guter, junger, stiller, hübscher Bursche zu ihr. Sie lernen sich kennen auf einem ehrlichen Tanze auf der Herberge, und wie das junge Volk ist, sie werden sich gut, aber in allen Ehren. Das steht erst Abend im Sommer vor der Thüre, und spricht, und drückt sich die Hände: dann hatte Liese ein Band, ein Tuch, das nicht aus meinem Beutel kam. Das ging, wie es immer geht, wenn man jung ist, das klebt an, wie Kletten. So gings auch meiner Liese. Ich hatte nichts dagegen: denn wie ich einmahl gebrummt hatte, so kam der junge Mensch zu mir, und sagte mirs, daß er Liesen in Ehren wollte. Er zeigte mir einen Gulden oder dreyßig, den er sich schon erspart hatte. Ehrlich und sparsam dacht' ich,

Ich gebe ihm mein Wort, daß er Liesen haben soll.“

„Nun kommt, Gott verzeih mir, der verdammte amerikanische Krieg uns über den Hals. Unser Herr schickt auch Volk mit dahin. Da nehmen sie hier Nachts einige junge Bursche weg, und wie wir Morgens die Bescherung recht ansahen, so sitzt der Wille auch mit auf dem Rathhause, und soll mit fort nach Amerika. Nun können Sie leicht denken, was die da heulte. Das half aber nichts. Er mußte fort. Er gab ihr noch die dreyßig Gulden, wenn er nicht wieder käme, und sie gab ihm das Geleite bis zwey Meilen von hier, und nun erfahren wir denn erst hinter her, daß es gegen die Wilden geht, welche die Menschen braten und fressen, und daß er erst zur See, und in die Stürme muß. Da schlägt mir die für todt hin, wie das hier einer erzählt, und die Mutter jammert und weint. Nun freylich, es ist auch arg genug! Ich ging wohl zu diesem und jenem, den ich so kannte; aber da war keine Hülfe und kein Rath. Mancher hatte wohl durch Vorsprache einen los gebettelt, auch wohl mit Geld; aber mit der Vorsprache hats denn so seinen Hacken: und Geld — man dankt Gott, wenn man lebt. Ich sage dann zuletzt immer, ich bin nicht Schuld daran. Volk muß der Herr halten; ob er sie nun dahin verkaufen muß? Ey nun, er muß es verantworten, wie er mit seinen Kindern umgeht. Man munkelt allerley drüber.

Nun, sehen Sie, nun sagen die Leute, in ein Paar Tagen sollten sie abmarschieren nach Stade. Und da ist denn das wieder alles frisch, was alt war. Liese! wir wollen ihn noch ein Mahl sehen, und dann wollen wir ihn in Gottes Hand stellen."

Liese schrie auf: „Ach, er bleibt aus, er kommt gewiß nicht wieder," und das rief sie mit einem zerschmetternden Tone. Ludwig saß da, finster, ohne Worte. Er hatte seine Augen auf das Mädchen gerichtet, und seine Gedanken waren bey dem Fürsten, und dachten ihn auf diese Stelle. Auf ein Mahl fiel ihm doch die erste Veranlassung seines Hierseyns wieder ein. Er fragte: „Aber Mutter, was war denn das mit dem Kammerherrn?" „Ach, Mutter, hat Sie ihn gesprochen? o Gott! was sagt er?" fragte die Tochter dringend. „Es bleibt beym Alten." Aufs neue schluchzte Liese in die Schürze. „Nun? wie ist das mit dem Kammerherrn?" „Lieber Gott," sagte der Meister: „er hat hier schon drey Jahre die Brunnenzeit im Hause gewohnt, und da dachte ich, vielleicht hilfts, und trat ihn darum an, meiner Liese den Bräutigam wieder zu schaffen. Gottes Wille war es nicht, denn es schlug fehl." „Aber, Mutter, er sagte Ihr ja, morgen wäre es zu spät, oder so etwas? worauf ging denn das?" Die Mutter erröthete. „Ist dem Menschen denn gar nicht zu helfen, Kinder? gebt doch ein Mittel an!" „Ein Mittel ist wohl da; indeß," „Heraus, Vater!" „Wer kann gleich drey hun=

dert Thaler ans Bein binden!" „Also mit zwey oder drey hundert Thalern? Lieschen, was meinst du? ich habe zwey hundert Thaler übrig." Liese sprang auf. Die Thränen standen. Ihr Auge flog unstät hin und her; sie wollte etwas sagen, allein die Lippen bebten zu sehr. Sie faltete di. Hände, hob sie zitternd zu Ludwigen empor. Ludwig sprang auf: „Ruhig, Lieschen! du sollst ihn wieder haben!"

Auf ein Mahl stand Vater, Mutter und Tochter um ihn her. Lieschen sah ihn mit einem stummen Entzücken an; die Mutter stammelte etwas von Dank, von Segen Gottes daher. Der Vater warf seine Mütze hoch in die Höhe, und küßte seine Tochter. Lieschen hatte nur Augen für Ludwig. „Ach Gott," fing sie endlich weinend an: , nehmen Sie es ja doch nicht übel: ist es auch wahr?" „Gewiß wahr, Lieschen!" „O!... haben Sie auch zwey hundert Thaler? dreyßig Gulden habe ich, und einen Ducaten, und ein goldnes Halskreuz. Ist es auch wahr?" „Sieh her, Lieschen!" Er zählte funfzig Louisdor auf den Tisch. „Sieh, das macht mit deinen dreyßig Gulden und so weiter drey hundert Thaler. Da kaufen wir ihn los, und machen an dem Tage Hochzeit, wenn sie marschieren sollen. Nun, wo ist er? wie heißt sein General? wie heißt sein Capitän?" Alle drey sahen sich unter einander an. „Sie sind erst vertheilt, lieber bester Herr!" sagte der Vater; „aber der Kammerherr weiß es,

wie seine Officiere heißen.“ „Nun, Lieschen, lauf, und frag den Kammerherrn!“ Lieschen hob den Fuß auf, und blieb sogleich mit einer bedenklichen Miene wieder stehen. „Nun Lieschen? hast du deinen Bräutigam nicht lieber?“ „Hm!“ sagte der Vater, „das ist ein eigner Umstand. Lieber Herr, da ist noch ein Aber mit dem Kammerherrn.“ „Wie so?“ „Sehen Sie, Sie müssen alles wissen. Schon vor einem Jahre in der Brunnenzeit wohnte der Kammerherr hier im Hause. So ein Herr trinkt gut, ißt gut, hat nichts zu thun, und das gibt den allerley unrechte Gedanken, und Lieschen ist hübsch, und zog sich gut an in der Brunnenzeit, weil sie den Fremden mit aufwartete. Nun wollte sie schon voriges Jahr nicht mehr hinunter zum Kammerherrn, und wie ich spreche, so klagt sie, der Kammerherr wollte ihr etwas Unrechtes anmuthen. Das mochte wahr seyn. Der Kammerherr ließ sich hier Kleider machen, und bezahlte immer reichlich, und kam hier herauf, und schwänzelte um Liesen her. Liese hielt sich wie ein ehrliches Mädchen, und ging ihm aus dem Wege, so viel sichs thun ließ, und hörte nicht, was er ihr alles weiß machen wollte, es wäre keine Sünde, wie die Herren denn das so machen. Er reiste wieder ab.“

„Nun passirte denn der Streich mit den Soldaten. Wie nun der Kammerherr wieder kam, so sagte ich selbst: Liese, der Herr ist dir doch gut:

bitte ihn, daß er ein gutes Wort für dich einlegt. Ein Vornehmer hat lange Arme. Liese wollte nicht. Nun fragte er selbst, was Liese immer weinte. Da sagte ich's ihm: Sie sind Liesen immer gut gewesen, Ihr Gnaden, helfen Sie ihr. Ich erzählte ihm den Umstand. Er versprach goldne Berge. Er schrieb wohl vier oder fünf Mahl. Endlich hatte er Briefe, da stand dann geschrieben, daß er für drey hundert Thaler los sollte, und der Kammerherr versprach denn auch, er wollte die drey hundert Thaler bezahlen. Nun aber kommt der Umstand. Er läßt Liesen rufen. Die geht und kommt weinend wieder, und nach vielem Fragen gesteht sie ihrer Mutter, daß der Kammerherr erst von Liesen, Sie wissen wohl was, haben wolle. Da fiel die Hoffnung wieder im Brunnen. Liese bath ihn auf den Knien, er sollte ihr nur den General nennen, sie wollte hin, und einen Fußfall thun. Das wollte er nicht. Kurz ab! Er sagte es mir und meiner Frau, wenn wir ihm Liesen geben wollten, so sollte der Bursche los; wo nicht, so müßte er nach Amerika, und sich todt schiessen lassen. Heute, sagte er, wäre der letzte Termin, dann wäre es zu spät. Nun ging die Mutter noch ein Mahl: was sagte er, Mutter?'

Ludwig stand auf; seine Augen funkelten; er hob die Arme in die Höhe. „O Gott!" rief er: „sind das Menschen?" Dann nahm er Liesen in seine Arme: „Sey du ruhig Lieschen! Er soll los!

Ich gebe dir mein Wort. Also dieser unmenschliche Schurke weiß des Capitains Nahmen, und will ihn nicht nennen? Nun, Kinder, ich will es einmahl probiren. Aber, Vater, warum schlug er den Bösewicht nicht todt, wie einen tollen Hund?" — „Ach, lieber Herr, Sie wissen nicht, wie einem Armen zu Muthe ist. Unsereins dankt Gott, wenn man Ruhe hat. Die Reichen — man hat immer Unrecht mit Ihnen. Sie wissen das nicht."

Ludwig stand auf. „Ich komme bald wieder, Kinderchen! Sey ruhig, Lieschen! er soll los!" Er ging mit einem bittern Kopfschütteln den Weg nach dem Ballhause zurück. Eben war der Kammerherr in einer Angloise mit einem schönen Mädchen begriffen, wie Ludwig hinein trat. „Herr Kammerherr, auf ein Wort!" — „Sie sehen ja. So bald ich unten bin." — „Jetzt, Herr Kammerherr, jetzt gleich! Es betrifft Sie und einen Unglücklichen! jetzt gleich! Zum Henker! Herr Kammerherr." Er nahm ihn, wie er eben die Ronde machen wollte, statt seiner Dame bey der Hand, und zog ihn aus der Reihe. — „Zum Teufel, Herr, was haben Sie? das hatte Zeit, bis nachher." — „Bey Ihnen mag das seyn: bey mir hat Hülfe niemahls Zeit." — Der Kammerherr fuhr auf: „Ich will Sie Höflichkeit lehren." — Ludwigen funkelten die Augen vor Zorn: „Herr, lehren Sie her, und ich will Sie lehren, daß Sie zittern sollen, wenn noch ein Funke Ehr-

gefühl in Ihrem Herzen ist!" — „Wie? was? Zu allen Teufeln! was sagen Sie da?" — „Die Wahrheit, Herr, die Wahrheit!" Die Tänzer kommen bey diesem lauten Gezänke in Unordnung; sie umringen die beyden. Der Kammerherr sah Ludwigen höhnisch an; wild rief er: „Sie sind ein grober Gesell, den ich nach Verdienst züchtigen werde."

Der Officier, der mit bey Ludwigs Duell gewesen war, näherte sich dem Kammerherrn, und zischelte ihm zu: „Mäßig! denn das ist der lebendige Teufel mit Schießen und Fechten!" Der Kammerherr maß seinen Mann. „Aha, das sind Sie? nun von Ihrer Sonderbarkeit habe ich gehört. Was wollen Sie denn also, mein junger Herr?" — „Nichts in der Welt von Ihnen, als den Nahmen des Generals, und des Capitains von dem jungen Menschen, dessen Braut Sie zum Opfer Ihrer Wollust machen wollten." — „Wie so? ich weiß von nichts. Lassen Sie uns." — „Sie wissen von nichts? Herr, Herr, ich rathe Ihnen, die Nahmen der beyden Herren, sogleich, jetzt auf der Stelle!" Der Kammerherr stand, blies sich auf, gab sich ein Air, und immer fiel ihm der lebendige Teufel mit dem Schießen wieder ein. Man war über Ludwigs Herkunft noch uneinig. Er nannte sich Burchhard, und doch glaubte man, er müsse von Adel seyn. Sein Geld schien das zu beweisen, und seine zwey Mätressen schienen den Beweis noch

zu verstärken. Der Kammerherr wollte durch einen Seitensatz entgehen; er hoffte, es sollte ein Bürgerlicher seyn. „Lieber Herr," sagte er lächelnd: „wer sind Sie denn eigentlich? man muß doch seine Leute kennen." — „Das ist hier ganz dasselbe. Ich bin ein Mensch! Ich verlange von Ihnen nichts, als die beyden Nahmen, und dann tanzen Sie, oder wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so hängen Sie sich, damit es ein ehrlicher Vater nicht einmahl thun muß, dem Sie eine unschuldige Tochter verführen. Die Nahmen, Herr, die Nahmen!"

Der Kammerherr würde ohne Zweifel die Nahmen der beyden gern genannt haben: allein er hatte nur immer den lebendigen Teufel mit dem Schießen im Kopfe, und so ging er nur immer dieser Vorstellung entgegen. „Herr, sind Sie ein Edelmann?" mit einer Art von Triumph fragte er das; denn er zweifelte gar nicht, Ludwig würde das nicht verschwiegen haben, wenn er es wäre. „Aber zum Teufel, Herr Kammerherr, was thut das hierbey? dürfen Sie etwa mit keinem Bürgerlichen reden? Nein, ich bin kein Edelmann; aber" — „Sind Sie kein Edelmann," sagte der Kammerherr mit einer freundlichen Verbeugung, „so habe ich nicht nöthig, mich mit Ihnen zu schlagen. So gehen Sie zum Teufel!" — „Herr, wer will sich denn mit Ihnen schlagen? Bey Gott, ich würde mich schämen, etwas anders, als einen Fächer, gegen

Sie

Sie zu gebrauchen; aber" — „Kurz, ich schlage mich nicht mit Ihnen; vielmehr werde ich Sie hier verklagen. Meine Herren! meine Ehre leidet." — „Ja wohl!" rief Ludwig: „die leidet sehr, aber" — „Ich werde nach Hause geh'n, weil dieser Mensch rasend ist; allein ich werde eine eclatante Rache an Ihm nehmen, mein Herr! Wenn Sie etwas von mir wollen, so verklagen Sie mich. Denn schlagen mit Ihnen, auf keinen Fall; denn Sie sind kein Edelmann, und das ist meine Schuld nicht." — „Und meine auch nicht." — „Ganz recht, mein Schatz, es ist ein Unglück für uns beyde. Adieu, mein Schatz!"

In diesem Augenblicke trat ein alter Mann auf den Kammerherrn zu, ergriff ihn bey der Hand, und sagte in einem sehr tiefen Baß: „Herr Kammerherr, Sie sollen hier dem jungen Mann Rede stehen, oder ... ich bin ein Edelmann." Er schlug seinen Überrock aus einander, und man sah einen militairischen Orden unter dem Rocke. Der Alte zitterte schon vor Alter. Der Kammerherr schien bey diesem Greise mit etwas Bravour nichts zu wagen. Was geht Ihnen der Handel an, mein Herr? doch steh' ich Ihnen zu Diensten; denn ich werde mich nie einem Edelmanne versagen." — „Das ist mir lieb. Also Sie schlagen sich mit mir, oder stehen dort dem jungen Manne Rede." Er wandte sich zu Burchhard: „Mein Herr: thäten Sie mir

wohl einen Gefallen? Ich bin ein Greis; mir kann es niemand verübeln, wenn ich mich nicht selbst schlage: diese Hand zittert schon. Wollen Sie wohl sich für mich einmahl mit dem Kammerherrn schießen? Dann leidet seine Ehre nicht, und Sie schlagen sich in meinem Nahmen." Der Kammerherr erblaßte, und erblaßte noch mehr, wie Ludwig, um es dem alten Manne nicht gerade zu abzuschlagen, einen Umweg nahm, der den Alten auf andere Gedanken bringen sollte. Er sagte: „Aber, lieber Herr, ich schieße den Kammerherrn todt." Diese Versicherung, so kalt, so gewiß, so eindringend gegeben, machte den Kammerherrn kalt vor Schrecken. „Ich will Ihnen Rede stehen, mein Schatz!" rief er: „das bin ich ja jedem ehrlichen Manne schuldig, und ich halte Sie für einen sehr ehrlichen Mann, mein junger Herr!"

„Desto besser!" sagte der Alte: „so bleiben Sie am Leben. Also angefangen, mein Herr!"

„Ich verlange von diesem Manne nichts, als die Addresse an zwey Officiere, unter denen ein junger Mensch steht, dessen Braut der Kammerherr" — „Die beyden Herren? recht gern. Der eine ist der General von * * *, und der Capitain ist der Herr * * *." Ludwig schrieb das auf. „Wie viel Geld will der Capitain für den Burschen haben?" — „Hundert Thaler." — „Sie haben ja drey hundert gesagt?" —

„Ja, das ... war ... das sollte" — „Wahrscheinlich das hübsche Mädchen desto eher zu bewegen, Ihre Hure zu werden?" — „Mein Herr, Sie fangen an" — „Weiter, Herr Kammerherr! Sie stehen mit dem Capitain in Unterhandlung?" — „Ja, ich hatte Mitleiden mit dem armen Dinge, und nicht wie Sie sagen..." — „Also thäten Sie dem Mädchen wohl den Gefallen, und schrieben an den Capitain und machten mich zum Bothen, den Burschen los zu machen?" — „Recht gern! nur die hundert Thaler!" — „Bezahl' ich, Herr Kammerherr!" — „Oder ich, rief der alte Officier. — „Ich weiß doch nicht, mein Schatz ... es sind Umstände dabey" — „Herr Kammerherr! Sie müssen sich schlagen mit dem jungen Menschen." — „Gut, ich will den Brief schreiben!"

Man brachte Tinte, Feder, Papier; der Brief wurde geschrieben, gelesen, versiegelt: Ludwig nahm ihn, machte der Gesellschaft eine Verbeugung, empfing ein allgemeines Händeklatschen, und ging. In einer halben Stunde saß er zu Pferde, und er flog den Weg nach Waldeck, wo der General und der Capitain des Burschen waren. Ludwig gab seinen Brief ab, zahlte das Geld, und erhielt den Abschied für Liesens Bräutigam. Er ließ den Burschen kommen. „Höre Er, mein Freund, Seine Braut Liese, aus Pyrmont, hat Ihm den Abschied geschafft. Gehe Er in Frieden nach Hause. Denkt

Er wohl, sich in Pyrmont als ein ehrlicher Mann zu nähren, ich meine als Meister und Bürger?" Der Mensch legte die Hand auf die Brust, und sah Ludwigen starr an. „Gott Lob!" sprach er mit einem Paar der ehrlichsten Augen: „als ein ehrlicher Mann, wenn Liese meine Frau ist. Dreyßig Gulden habe ich; ich spare was ich kann, Gott wird weiter helfen." — „Und hätte Gott weiter geholfen, wenn — er legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch — wenn er diese Summe hätte?" — „Dann hätte Gott mehr als geholfen!" sagte der Mann, und Thränen quollen aus seinen Augen. — „So nehme Er, Freund! denn es ist Sein! Und leb' Er einig mit seinem Weibe!" Ludwig mußte sich in diesem Augenblicke abwenden. Er dachte an Rosen. „Wer wird sich meiner annehmen?" sprach er. „Nun, ich denke auch der, der diesem Paare geholfen hat." Er ritt nach Pyrmont zurück.

Indeß war Mamsell Rose in großen Ängsten gewesen. Der Rath Lauter wurde mit jedem Augenblicke zärtlicher, die Räthinn vertrauter, die Tante zweydeutiger, und die Cousine spaßhafter gegen Rosen. Man witzelte mit Brautspäßen; und Rose sah mit Erschrecken, daß sie gemeint sey. Den Augenblick wurde sie kälter gegen den Rath; allein zu spät. Der Rath gerieth über ihre Kälte mit ihr in einen Wortwechsel, der sich mit der allerschönsten Liebeserklärung und mit der förmlichen Bitte, seine

Frau zu werden, endigte. Rose hatte durchaus alle Fassung verloren. Nein, konnte sie unmöglich sagen; denn der Mann war gar zu höflich. Ja zu sagen, war eben so unmöglich; denn sie liebte ihn nicht. Sie wurde also ganz allein über und über roth, wie eine Rose, und schwieg, weil sie nichts zu sagen wußte, und endlich, weil der Rath, der eben nicht der allerdreisteste Mann war, über Rosens Schweigen ebenfalls verlegen wurde, machte sie noch einen kleinen Knicks, und der Rath küßte ihr die Hand, ungewiß, ob sie ja oder nein geknickst hätte, und so zogen sich die beyden Parteyen aus einander, verlegen über einander, ob sie sich verstanden hätten, oder nicht. Rose blieb allein. Eine schöne Gelegenheit, sich an Ludwigen zu rächen: das fühlte sie wohl; und wenn er zugegen gewesen wäre, wer wüßte, was dann Rose gethan hätte. Genug, er war nicht da, und das war sein Glück. Rose setzte sich in einen Armstuhl, stützte den Kopf auf, und fing an, das Ding doch ordentlich zu überlegen. „Lauters Frau?" sie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe. Mein Gott! das war nicht möglich. Wie hätte sie je in ihrem Leben den Rath Lauter Du nennen können? Wie könnte sie je nur die Möglichkeit sich vorstellen, sich in Gegenwart des Herrn Raths auszuziehen? Er war ein artiger Mann, wohl gesittet, angenehm: alles gut; aber sie machte ihm doch immer nur eine Verbeugung. Ihr fiel Grandison und Hen-

riette Byron wieder ein. „Herr Gott, nein!“ rief sie ängstlich und schamhaft: „ich müßte mich ja in meinen seidenen Kleidern und geschnürt zu Bette legen! Aber Ludwig? der kann die Rechnung anders! Kein Knicks, keine Stellung! Die Arme um seinen Rücken, und den ganzen Tag im Nachtzeuge bey ihm.“ Das war ein Anders! Genug, es ging nicht. Der entsetzliche Ludwig, mit seinen abscheulichen Streichen! Da saß sie nun in der Angst; was sollte sie nun machen? „Wenn nun die Räthinn gar bittet: ich kann nicht nein sagen.“ Rose gerieth in übergroße Angst, wie sie sich aus dem Handel wickeln sollte.

Darüber kam die Tante zu. „Nun, Rose! du überlegst? Kind! überlege auch, daß nicht alle Tage so redliche, so tugendhafte Männer um deine Hand bitten werden. Antworte, Kind! was denkst du? habe Vertrauen zu mir.“ — „Liebe Tante, ich habe nichts gegen den Herrn Rath, als —“ — „Nun? als? —“ „Als, er ist gar zu höflich, als, daß ich seine Frau werden könnte.“ — „Nun, wahrhaftig, das ist mir noch nicht vorgekommen, daß ein Mann einem Mädchen zu höflich ist!“ — „Ja, Tante! aber doch ist es so. Sehen Sie einmahl, aber denken Sie nichts Arges: Ludwig zum Exempel —“ — „Das ist wahr; höflich war der nicht, und ohne Ehre dazu.“ — „Nein, Tante, das meine ich nicht. Aber, ich setze

den Fall, wenn Ludwig nicht so wäre, oder er besserte sich, und er käme, und wollte mich haben; da weiß ich, was er sagen würde. Er würde vor mir stehen, würde meine Hand nehmen, würde sie an seine Brust drücken, und dann würde er mich umfassen, und dann würde er sagen: Liebe Herzens-Rose, sey meine Frau! ich bin nicht mehr böse. Sehen Sie, dann würde mir das Wasser in die Augen treten, und ja — ich würde — meine Arme um ihn schlagen, und würde ihn an meine Brust drücken, und rufen: Gern, Herzens-Ludwig!" Bey diesen Worten rollten dem armen Mädchen die Thränen über die Wangen; sie hatte ihre Arme ausgebreitet, als ob sie ihn eben umfangen wollte. „Ach, Tante!" rief sie mit einem tiefen Seufzer: „das meine ich. Aber da der Herr Rath sagte da so viel von Ergebenheit, von redlichen Absichten, und küßte meine Hand; was kann man da machen? ich mußte Knickse über Knickse machen; und das geht doch nicht an, daß man des Mannes Frau werden kann, dem man einen Knicks macht?" — „Kind! da wirst du eine alte Jungfer, oder du müßtest noch auf Ludwigen hoffen, und das wirst du doch nicht?" — „Ach, nein!" Mit einem tiefen Seufzer kam das hervor. — „Aber, Rose! warum, meinst du denn, könnte man keinen Mann nehmen, dem man einen Knicks machte?" — Rose schlug die Augen zur Erde, und wurde roth. — „Nun, sage du nur, Kind!

sey du vertraut gegen mich!" — „Ja, liebe Tante! aber Sie müssen es nicht übel nehmen: wenn ich nun des Herrn Raths Frau wäre, und — ich müßte doch bey ihm schlafen, und ich stände nun auf, und er sagte: guten Morgen! da müßte ich doch wahrhaftig einen Knicks machen, und so wenn man eben aufsteht" — „Das gibt sich, Kind, mit dem Knicksen." — „Ach, Tante! ich denke, wenn man recht vergnügt leben will, so müßte sich das schon vorher gegeben haben, so wie mit Ludwigen." — „Ich sehe wohl, Rose! Ludwig steckt dir noch tief im Herzen; aber, Kind! bedenke: er ist ein Taugenichts, der dich unglücklich machen wird." — „Nun ja, liebe Tante! wenn Sie es erlauben, so will ich gar nicht heirathen. — Wir haben noch Zeit, darüber zu reden."

Die Tante gab dann dem Rath den Bescheid, daß Rose Zeit haben müsse, sich zu besinnen, und der Rath, dreister bey Rosen zu seyn, und ihr Vertrauen und Freundschaft zu gewinnen suchen. Rose konnte vor Scham kein Wort reden, wie sie zum ersten Mahle wieder in der Gesellschaft erschien. Sie wurde noch viel höflicher gegen den Rath, und der Rath eben in dem Maße höflicher gegen Rosen. Nach und nach wurde das alte Verhältniß zwischen allen wieder hergestellt, und Rose kam von dieser Seite her ganz heiter nach Pyrmont zurück. Wie sie auf ihrem Zimmer war, so zog sie sogleich ein lautes Gespräch in der Allee

ans Fenster. Sie sah die ganze schöne Welt um ein Bürgermädchen versammelt, das nicht wußte, wohin es vor Verlegenheit die Augen schlagen sollte; denn hier streichelte eine Gräfinn ihr die hochrothen Wangen; dort küßte ein Fräulein ihr den Mund. Ein alter Officier ging im Kreise mit dem Hute umher, und von allen Seiten flog Geld in den Hut. „Hier, mein liebes Lieschen!“ sagte der Greis, und schüttete das Geld in des Mädchens Schürze: „dieß ist keine Belohnung deiner Tugend; denn die belohnt sich in deinem Herzen von selbst; sondern nur ein zweydeutiger Beweis, daß man die Tugend auch unter uns schätzt, wenn sie so hervor gehoben wird, wie deine; oder wir wollen doch nicht ganz gegen deinen edlen Retter zurück bleiben.“ Er küßte das Mädchen, „und so bald,“ fuhr er fort, „dein Bräutigam kommt, so feyre ich deine Hochzeit hier im Ballhause.“

In diesem Augenblicke erhob das Mädchen ein lautes Geschrey, und auf das Geschrey stürzte ein junger Mensch in den Kreis, und dem Mädchen in die Arme. „Liese!“ „Wille!“ das waren die einzigen Worte, die sie hervorbrachten. Stum lagen sie einander in den Armen, und benetzten sich mit den Thränen der Freude, und die Freude dieser armen Leute fand dieses Mahl mitfühlende Herzen unter den Reichen. Ein lautes aufrichtiges Freudengejauchze erhob sich; sogar fühlten sich einige Augen mit

Thränen. „Musikanten, spielt!“ rief der alte Officier; er faßte einer jungen Dame Hand. In dem Augenblicke war die schönste Ronde um die beyden sich umarmenden Liebenden geschlossen und getanzt. Endlich kamen sie wieder zu sich aus dem ersten Taumel des Entzückens. „Und sieh, sieh,“ rief Liese, „wie reich ich bin!“ Das Geld lag zu ihren Füßen. Sie hatte ihre Hände gebraucht, den bessern Schatz zu umfassen. Ihr Geld war aus der Schürze gesunken. „Sieh!“ sie sammelte das Geld wieder in ihre Schürze. „Nun sind wir ganz glücklich!“ sagte sie mit lachenden Augen: „Ach, wie dank' ich Ihnen, meine gnädige Herrschaften!“ „Nun so ist Gottes Segen doppelt mit uns. Sieh, Liese!“ er zog sein Schnupftuch hervor, und wickelte einen Knoten auf. Seine freudezitternden Hände konnten Ludwigs zwanzig Goldstücke nicht halten. Sie fielen in Liesens Schoß. „Großer Gott! Wille, woher hast du das Gold?“ — „Von dem Engel, der mich loskaufte.“ Liese betrachtete das Gold, und eine Thräne der Dankbarkeit nach der andern fiel darauf, und heiligte es.

„Sagt' ich es nicht,“ rief der alte Officier, wie er das Gold sah, „daß wir elende Schächer gegen diesen Menschen sind? Zähle dein Geld, Liese! und was dir an hundert Thalern fehlt, leg' ich zu. Der Mensch soll nicht alles allein thun!“ — „Es ist genug!“ rief

Liese: „es ist genug, gnädiger, lieber Herr! Hab' ich ihn doch wieder." — „Und den hat er dir auch gegeben? recht! wir sind nichts. Er hat dir alles gegeben!" „Gott, Gott segne ihn dafür, den Engel in Menschengestalt!" rief Liese, und faßte ihres Geliebten Hand. Die ganze Gesellschaft begleitete Liesen die Allee hinab bis an den Canal. Liese nickte noch ein Mahl freundlich mit dem Kopfe; Wille zog den Hut; dann faßten sie sich an, und nun flogen sie wie Blitze nach Hause, um ihren Ältern die frohe Nachricht ihres ganzen Glücks zu bringen.

Rose verstand von dem ganzen Handel nichts, obgleich das Schauspiel sie so wohl, als ihre Gesellschaft, die im Fenster lag, bis zu Thränen gerührt hatte. Man erkundigte sich nach den nähern Umständen, und hörte bloß im allgemeinen die edle That eines Mannes, ohne seinen Nahmen zu nennen, erzählen. „Welch ein edler Mann!" rief Rose entzückt: „ich muß auch mein Scherflein dazu geben." Sie gingen hinab in die Allee, und der Rath Lauter trug dem alten Officiere ihren Beytrag, als eine Huldigung der Tugend, hin. Der alte Officier trug jetzt der versammelten Gesellschaft vor, so bald der Retter dieses Paares zurück sey, die Hochzeit der beyden Liebenden zu feyern, aber ganz in der Stille die Zubereitungen dazu zu machen. „Er muß selbst nicht einmahl wissen, daß der Liebhaber von Liesen hier ist. Wir thun, als

ob seine edle That längst vergessen sey, wie so manche edle That vergessen wird. Allons, meine Damen und Herren!" rief er komisch: „wir sitzen nun einmahl in dem Aberglauben, den man Tugend nennt, bis über die Ohren. Indeß lassen Sie uns einmahl versuchen, ob die Tugend auch eine Partie de Plaisir in einem Bade seyn kann." Alles klatschte in die Hände. Man lachte, man scherzte, man versprach sich tausend Spaß von dem Handel; man war so enthusiastisch für diese kleine Begebenheit, daß man wahrscheinlich noch zehn Soldaten gekauft hätte, wenn sie sich gemeldet hätten. Der alte Officier rief: „Pah! nun sag' einer, der Teufel wohnt in den Bädern! und wir machen hier die Tugend zur neuesten Mode." Er lief zu dem Schneider, und hohlte den Burschen ab, der in Liesens Armen lag, und von Amerika erzählte, und seinen Seufzern, und endlich von seiner Erlösung durch diesen Schutzengel. Liese gab sich zufrieden, wie sie hörte, ihr Bräutigam sollte sie nur verlassen, um ihrem Retter eine Freude zu machen. Der Alte führte den Bräutigam im Triumphe auf. „Ich habe ihn!" rief er; und jedes Mädchen hätte den Burschen ohne Mißtrauen die Nacht durch in ihrer Kammer versteckt; so großen Theil nahm jeder an dem Handel.

Der Kammerherr war noch den Tag, da Ludwig wegritt, abgereist. Er schwor, nie wieder den Fuß in das Bad zu setzen, wo die Tu-

gend mehr gelten sollte, als ein Stammbaum. Liesens Bräutigam war schneller zu Fuße gewesen, als Ludwig zu Pferde. Die Liebe, die Freude, die Hoffnung trieb ihn. Ludwig kam erst einige Stunden nachher an. Langsam ritt er in Pyrmont ein. Er dachte an Rosen; er fing an zu zweifeln, daß sie da wäre, obgleich ihn die Mamsell Dupuis versichert hatte, sie hätte eine Frau, die zwey junge Mädchen bey sich gehabt hätte, Madame Rehberg nennen hören. Er hatte ihr den Auftrag gegeben, sich doch ja genau nach dieser Frau umzusehen. In diesem Gedanken ritt er daher, die beyden Hände auf den Sattel gestürzt, den Kopf auf der Brust hängend, und sah nicht, daß Rose dieses Mahl an dem offenen Fenster stand, und ihn seufzend betrachtete. Sie hatte die hintern Zimmer des Hauses verlassen, die auf die Allee gingen. Sie suchte die Einsamkeit. Sie ging auf ein Zimmer, das vorn im Hause in die Stadt sah. Hier stand sie am Fenster, und seufzte von Zeit zu Zeit. Auf ein Mahl hörte sie einen Hufschlag unter dem Fenster. Sie sah hin. Es war Ludwig. Sie fuhr auf. Sie schlug die Hände zusammen. Alle die alten, süßen Ideen wurden auf ein Mahl wieder in ihrem Herzen lebendig: wie er sonst noch in Ellbergen vor ihrem Fenster vorüber ritt, hinauf sah, ihr zulächelte, und sie ihm. Ach! jetzt ritt er dahin, und sah nicht herauf, und sie, wenn er auch hinauf sähe,

mußte sich verbergen, durfte ihm nicht zulachen. Sie schlug doch einen Blick von ihm zum Himmel. Da ritt er, in der schönen, nachlässigen, nachdenkenden Stellung! dacht' er an sie? Der Staub hing auf seinen braunen Locken; sein Gesicht glühete frisch und männlich von der Bewegung, und sie durfte nicht husten, nicht rufen: „Ludwig!" O Jammer! Eben wollte sie zurück treten, um ihre Thränen zu verbergen; da hörte sie eine Stimme rufen: „Ah vous voilà, petit Cousin!" Es war die verhaßte Düpuis, die aus einem Galanterieladen hervortrat, und ihm zurief. Er sprang in einem Satze vom Pferde. „Ach, meine schöne Cousine!" rief Ludwig, und küßte ihre Wange. Ein zweyter Blick Rosens flog gen Himmel. Ludwig both der Cousine eben den Arm; in dem Augenblicke sah er Rosen. Mit einem unaussprechlich fröhlichem Gesichte, und mit dem lauten Geschrey: „O Gott sey Dank!" stürzte er von der schönen Cousine weg, und über die Gasse, auf Rosens Haus zu.

Rose schrie auf, und stürzte mit einem todtbleichen Gesichte in das Zimmer, wo die Gesellschaft war. „Er kommt! er kommt!" rief sie unendlich ängstlich. Sie wollte sich hinter die Tante verbergen: sie war zu schwach, dahin zu kommen; sie sank in einen Stuhl. Man umringte sie; man wollte sie eben fragen; da hörte man draußen rufen: „Rose! Rose! wo bist du?"

— „Er kommt!“ rief die Tante. „Er kommt!“ rief die Cousine. Lauter und seine Mutter sahen die Drey befremdet an. In diesem Augenblicke flog die Thüre auf, und Ludwig stürzte herein. „Da ist sie! da bist du endlich!“ rief er, und lief zu Rosen, ergriff eine ihrer Hände, sank an dem Stuhle nieder auf die Knie, und konnte vor Eile nicht reden. Er drückte die Hand an seine Brust, an seinen Mund, an seine Augen; dann sah er sie an; dann lächelte er; dann verschwand sein Lächeln wieder in Kummer und Unruhe. Rose saß da. Ihr Busen bebte, ihre Augen standen voll Thränen. Sie sah ihn an, sie blickte an die Decke, in alle Gegenden des Zimmers. „Ludwig!“ rief sie endlich laut, und mit dem Accente des höchsten Jammers. — „Erkennst du mich endlich wieder, Rose? O um Gottes willen Rose! Rose! was hast du mich gequält. Rose! ich kann nicht ohne dich leben! O liebste, beste, Herzens-Rose! mit tausend Stimmen will ich dich fragen, warum hast du mich so gequält? Ach, wie habe ich nach dir gejammert! O Rose, sag, um Gottes willen! sag endlich, daß du wieder gut bist!“ Dem Tone konnte Rosens Herz nicht wiederstehen. Sie neigte sich gegen ihn, sie sah ihn mit den thränenvollen jammernden Augen an. „Liebe, gute Rose!“ fing er wieder an, und streichelte ihr die Wangen, und umfaßte sie mit der rechten Hand: „ja, Rose, ich bin unschuldig!“

„Unschuldig?“ fragte Madame Rehberg: unschuldig, Herr Burchhard? Mamsell Dupuis.“ Bey dem Nahmen sprang Rose auf. „Ja!“ rief sie: „ich kenne Sie! Gehen Sie! gehen Sie!“ Die Eifersucht löschte in einem Augenblicke die ganze lebendige Liebe aus: denn hatte sie ihn nicht noch eben die Metze küssen sehen? Ihr Auge flammte vor Zorn. „Gehn Sie!“ rief sie noch ein Mahl. Sie flog auf den Rath Lauter zu, ergriff seine Hand, und sagte mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit: „Ich bin die Braut dieses Mannes! Gehn Sie! Sie sind ein Mensch, den ich verachte!“ Ludwig sprang auf. Starr stand er da. „Braut?“ schrie er: „also Braut?“ Er schüttelte, bitter und grimmig lachend, mit Heftigkeit den Kopf. „Also“ fuhr er fort und legte die Hand an die Stirn — „also Braut?“ Das sagte er leise und in sich. Er lachte noch ein Mahl schüttelte wieder mit dem Kopfe, gesticulirte mit den Händen, als ob er etwas sagen wollte. Dann stand er, als ob er sich bedächte. „Lieber Gott! so weit ist es?“ Auf ein Mahl machte er ein grimmiges Gesicht, hob die Hand auf, ballte sie zusammen, drohte gegen Rosen hin, und kehrte sich um. Er ging, als wenn es im Zimmer finster wäre, tappend an der Wand weg; er lachte draußen noch ein Mahl auf, man hörte ihn „Braut?“ rufen, und dann verschwand er. Rose hielt noch immer Lauters Hand krampfig fest; ihre Wange lag auf der Cousine Schulter;

ihre Brust flog; sie ward todtenbleich. Eine Todtenstille war im Zimmer. Niemand veränderte die Stellung eine lange Minute hindurch. Niemand sah den Andern an. Es war eine Scene voll Schrecken gewesen.

Ludwig schwankte nach Hause, beynahe sich selbst unbewußt. Er ging im Zimmer auf und nieder, die Hand an die Stirn gelegt. Seine einzige Bewegung war, daß er von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe schüttelte. Er sah weder, daß der alte Officier in sein Zimmer trat, noch hörte er, was er ihm sagte. Der Alte faßte ihn endlich zärtlich bey der Hand. „Sagen Sie doch. was steckt Ihnen im Kopfe?" — „Sie ist Braut!" sagte Ludwig. — „Das weiß ich; aber wo ist der Bräutigam?" — „Bey ihr." — „Mit nichten: er ist noch gar nicht da." — „Ich habe ihn gesehen, und was noch mehr ist, auch die zärtlichen, freundlichen, liebevollen Blicke, die sie ihm zuwarf. Blicke, nun was kosten die dem falschen Herzen einer Schlange? Sie hing an seinem Halse, die falsche Betriegerinn." — „Um Gottes willen, lieber Freund! die Liese? was reden Sie denn?" — „Glauben Sie mir, die Welt ist voller Falschheit: ich möchte nicht einen Heller an ein Menschenleben legen. Man wird betrogen! Ich möchte, ja, ich möchte meinem Vater nicht trauen! Und das ist der redlichste Mann, aber auch der einzige auf der weiten Welt, glauben Sie mir, auf der weiten Welt!"

— „Lieber Freund, ums Himmels willen, was philosophiren Sie da? Sehen Sie mich doch an!“ Er hob ihm den Kopf in die Höhe.

„Ah sieh da, sind Sie da?“ fragte Ludwig. „Schon seit einer halben Stunde! Sie haben ja mit mir geredet!“ „So? es kann seyn. Was beliebt?“ „Hören Sie, Sie haben den jungen Menschen los gekauft. Ich fürchte, er ist aufs neue wieder Andern in die Hände gefallen.“ „Kann wohl seyn.“ „Das wäre doch ein Unglück, das arme Mädchen!“ „Laßt sie heulen! nach drey Tagen hat sie ihn doch vergessen, und nimmt sich einen andern.“ „Aber der Bursche?“ „Meinetwegen! Todt geschossen werden ist gerade kein Unglück. Was geben Sie mir, ich gehe auch mit.“ „Hm! hm! lieber Herr, spaßen Sie mit mir?“ „Ja, denn mir ist sehr spaßerlich.“ „Lieber Freund, so sehen Sie mich doch an: ich bin nicht der Kammerherr.“ „Ist mir gleich viel! Lieber Herr, ich möchte gern allein seyn: merken Sie das nicht?“ „Und ich möchte gern bey Ihnen bleiben, junger Herr! weil ich Sie herzlich lieb habe.“ — „Ha! ha! ha! das machen Sie einem Wiegenkinde weiß. Sie hatte mich auch lieb!“ „Lieber Sohn,“ fing der Alte an: „es ist Ihnen etwas über den Weg gelaufen: das kann seyn, denn dafür sind Sie ein Mensch. Aber Herr, die Augen auf, die Brust frey, den Sinn hoch, das Unglück abgeschüttelt, oder muthig ertragen, wenns Schütteln nicht geht; denn dafür

sind Sie ein Mann." „Abschütteln?" er schüttelte mit dem Kopfe. „Tragen? nun ja; nur drückts mein Wesen aus einander, und das ist nicht meine Schuld." „Eine Mädchenhistorie? nicht?" „Ja, und noch dazu eine gewöhnliche; man hat mich an der Nase geführt!" „Mein Sohn, das konntest du nicht anders erwarten. Dafür ist es auch die Mamsell Düpuis: eine Hure ist nicht treu!" „Eine Hure? Herr! Herr! hätt' ich nicht Respect vor Ihrem weißen Kopfe, so . . ." „Das kann das ganze Bad bezeugen." „Was? zum Teufel, wer? Herr, das kostet Ihnen den Hals! Bey Gott! Rose eine Hure?" „Wer redet von einer Rose! Ich rede von der Mamsell Düpuis." „So? die ist also eine Hure? Das weiß ich. Ich möchte, bey Gott! ich möchte rasend werden!" „Da wir einmahl auf dem Kapitel sind, junger Freund, sagen Sie mir einmahl, wie ein Sohn seinem Vater: was laufen Sie mit den liederlichen Mädchen?" „Mit welchen liederlichen Mädchen?" „Mit den Düpuis." „Herr, ich glaube, Sie wollen mich foppen. Lassen Sie das heute Abend, alter Mann! denn ich glaube, ich ließe mich adeln, wenn der Kammerher mich todt schießen wollte." „Heute Abend, sehe ich wohl, ist mit Ihnen nicht viel zu machen!" „Nicht sonderlich viel." „Lieber Sohn, deine Handlung vor drey Tagen mit Liesen und ihrem Bräutigam, deine funkelnden Augen dabey, deine Schlägerey mit dem jungen * * * im Holze, die ich unbemerkt mit an-

gesehen habe, deine Ruhe, deine schöne Ruhe in deinem schuldlosen Auge .... ich liebe dich, Sohn! aber ich bitte dich, bewahre deine schuldlosen Augen. Junger Mensch, was läufst du mit den Huren? mit den Düpuis?" „Zum Henker, sind das Huren?" „Mensch, eben sagtest du, du wüßtest es." „Ich? das höre ich jetzt zuerst." „Ist das wahr, mein Sohn?" „Ich lüge nie." „Gottlob! so habe ich mich geirrt. Wie aber kommst du zu ihnen?" „O um Gottes Willen, ich soll langweilige Geschichten erzählen, und habe die Hölle im Herzen?" „Du die Hölle in diesem Herzen? Wenn das wahr wäre, so wäre Laster und Unglück einerley, und Gott Lob! das ist es nicht. Lieber Sohn, du hast ein Unglück gehabt, erzähle mir's, wenn Erzählen deine Brust erleichtert. Ich habe Sie lieb junger Mensch, und wenn ich ein Mädchen hätte, ... doch Possen! Genug ich habe Sie lieb, und ich wünschte, Sie würden mein Freund. Also Sie haben mit den Düpuis nichts zu schaffen?" „Nichts; aber wie?" „Guter Freund, so meide auch den Schein. Sieh, schon von dem ersten Tage an, da Sie erschienen, hätte ich alter Mann sogleich um Ihre Liebe gebettelt, wenn die verdammten Huren nicht an Ihrem Arme figurirt hätten. Es ist nicht einerley, ob man aussieht wie ein Schelm, oder wie ein ehrlicher Mann; und ein Paar Huren am Arm, das gibt einem so ziemlich das Ansehen eines Schelms."

In diesem Augenblicke fiel Ludwigen ein, daß Rose eben so wohl ihn mit den Dupuis gesehen haben könnte, als der Alte. Er stützte den Kopf auf den Tisch. „Ich wollte, ich hätte die beyden Dupuis mein Tage nicht gesehen. Sie machen mich unglücklich.“ „Wie so?“ „Mein Gott!“ rief er, und sprang auf; „wenn das die Ursache ihres Zorns wäre! Aber,“ setzte er langsam hinzu: „zu spät! dennoch zu spät! Ich bin verloren!“ „Verloren? Mit deinem Herzen? schäme dich, daß du so menschlich bist, und die Menschlichkeit so wenig achtest! Hast du Lust, mir eine halbe Stunde zuzuhören?“ Der Alte erzählte dem Jüngling die *) Geschichte seines Lebens, die Ludwigen endlich so hinriß, daß er sein eigenes Unglück darüber vergaß. „Sieh,“ sagte der Alte: „das heiß' ich Unglück, und dennoch hab' ich vergessen, was Unglück daran ist. Ach, Jüngling! wenn das Herz so geschwind Verbrechen vergessen könnte, als Unglück; sieh, so wäre noch manche Runzel nicht auf dieser Stirn. Komm her, guter Junge! sey mein Freund, und laß das Kopfhängen! Es bessert und verschlimmert sich alle Augenblicke mit uns und unserm Schicksale; das Einzige, was unveränderlich an dem Menschen ist, ist sein Gewissen. Das trägt man von der Jugend bis ins Grab.“

*) Sie liegt unter meinen Papieren, unter dem Titel: Der Wildfang, oder so bessert das Unglück; Geschichte eines alten Officiers.

Der Alte hörte nicht auf, Ludwigen zuzureden; und wenn es ihm auch nicht gelang, seinen Kummer zu zerstreuen, so gelang es ihm doch, seine Gedanken auch auf andere Gegenstände zu richten. Um Mitternacht verließ er Ludwigen, mit der von ihm erhaltenen Versicherung, wenigstens den Versuch zu machen, Herr seines Unglücks zu werden, oder doch nicht dessen Sclave zu seyn. „Bleib zu Hause, mein Sohn! morgen um zehn Uhr hohle ich dich ab. Du sollst mir helfen, ein Paar Unglückliche glücklich zu machen, und der Tugend ihren Lohn zu geben.“ Ludwig versprach es ihm. Sie schieden.

Rosens Beruhigung aber ging nicht so geschwind von Statten. Sie blieb auf ihrer Cousine Schulter liegen: die einzige Veränderung, die sie machte, war: sie ließ des Raths Hand aus Schwäche fahren. Die Cousine ging endlich langsam mit ihr auf ihr Zimmer. Der Rath Lauter sah wohl, daß hier etwas vorgefallen war, das einer Erklärung gegen ihn bedürfe; allein er scheute die Erklärung eben so sehr, als er sie wünschte. Rosens Versicherung, daß sie seine Braut sey, war freylich nicht so gekommen, wie er wünschte; allein sie war doch geschehen und seine Eigenliebe schmeichelte ihm, daß sein Verdienst eben so viel, oder noch mehr Theil an dieser Versicherung habe, als dieser Zufall. Die Räthinn fragte denn doch die Tante nach dem Zusammenhange. Die Tante gerieth in eine Ver=

wirrung. Sie hatte jetzt in Rosens Herz einen Blick gethan, der eben nicht zum Vortheile des Raths war; allein sie hatte sowohl der Räthinn als dem Rath die Versicherung geben, daß Rose völlig frey wäre. Hier aber konnte es doch den Anschein haben, wenn sie ihre Bemerkung über Rosen, der Wahrheit nach, mittheilte, als ob sie hätte den Rath und seine Mutter anführen wollen.

Wäre Ludwig in Abwesenheit des Raths und seiner Mutter erschienen, und die Tante hätte Rosens Liebe so hervor blicken sehen, sie würde ohne Zweifel, denn sie war eine sehr gutartige Frau, mit Rosen zu einer Erklärung gekommen seyn, die zum Vortheile des armen Ludwigs ausgefallen wäre. Sie fühlte auch wohl noch jetzt, daß Rose Ludwigen liebte, und daß es kein großes Glück für sie seyn möchte, Lauters Frau zu werden: allein sie konnte sich unmöglich selbst für einfältig, oder für betrüglich angeben, und sie sagte der Räthinn also, Ludwig sey mit Rosen erzogen, habe sie geliebt, sey dann liederlich geworden, und laufe nun Rosen nach, die ihn hasse und verachte. Die gute Frau! wie selten hat ein Mensch Herz genug, eine Unvorsichtigkeit von sich einzugestehen, wenn er dadurch das Leiden eines andern auch hindern könnte! „Daher,“ fuhr sie weiter fort, „kam Rosens Erschrecken; daher erklärte sie sich so schnell als Ihre Braut, um den jungen Menschen alle Hoffnung zu beneh-

men!" Und wie es so geht, wenn man im Zuge ist, so thut die Eitelkeit, so hübsch im Zuge zu seyn, immer noch mehr als man thun wollte. Man lügt zuweilen mehr, als man nöthig hat, weil man so leicht lügt. Sie verdrehete also alle Umstände zu Lauters Vortheile: Lauters Eitelkeit half alle rauhen Stellen der Erklärung ebnen. Genug, nach einer halben Stunde wollte der Rath Lauter zu Rosen, um ihr auf den Knien für ihr Jawort zu danken, und die Tante hatte alle Mühe von der Welt, es zu hindern.

Rose war auch gar nicht fähig, noch heute Abend jemand anders, als Ludwig, vor sich auf den Knien zu sehen. Wie sie mit Cousinen allein war, so warf sie sich der trostlos in die Arme, und gestand ihr mit brechendem Herzen, daß sie sehr, sehr unglücklich wäre. Die Cousine wußte eigentlich nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte ebenfalls Rosens Liebe erblickt, und wie junge Mädchen sind, sie sogar in Schutz genommen! An der Cousine würde also Ludwig eine große Vorsprecherinn gehabt haben; denn der kniende Ludwig hatte eine große Wirkung auf ihr Mitleiden gemacht, wenn nicht Rose sich für des Raths Braut erklärt hätte. Die Cousine sah wohl, daß eigentlich der ganze Handel schon geendigt war; sie sagte also nur: „Hör, liebe Rose! leg dich ein wenig aufs Bett. Vielleicht, wer weiß, es kann sich noch ändern."

Das that Rose. Rose wußte gar nicht mehr, daß sie sich dem Herrn Rath versprochen hatte. Sie hatte das in der Angst, im Zorne gethan, wie man sich in der Angst in einen Fluß stürzt, ohne es zu wissen. Das also beunruhigte sie wenig. Aber kaum hatte sie ein Paar Minuten gelegen, und an die Möglichkeit gedacht, wie Ludwig die Mamsell Düpuis doch nicht geküßt haben könnte, so trat die Tante herein, und stürzte Rosen in einen neuen Abgrund von Elend mit der Entdekkung, daß sie nun Lauters Braut sey, weil sie sich selbst dafür erklärt habe. Rose rang die Hände, und erklärte der Tante, das wäre unmöglich; sie könnte den Rath nicht nehmen. Die Tante behauptete, sie müsse ihn nehmen. Sie stellte ihr vor, was die Räthinn und der Rath sagen würden, wenn sie nun wieder nicht wollte. „Die würden das entsetzlich übel nehmen, wie sie es denn auch Ursache hätten," und zuletzt sagte sie zu Rosen: „Sag das Morgen der Räthinn und dem Rath selbst, daß du nicht willst." Das wär für Rosen wieder unmöglich. Endlich wurde denn zu Tractaten geschritten, bey denen die Tante, die nur allein ihre Ehre im Gesicht hatte, wiederum nicht ganz redlich zu Werke ging. Sie machte Rosen Hoffnung, es könnte sich noch ändern: man könnte in der Folge noch ein Mittel finden, etwas dazwischen zu bringen; nur jetzt, freylich, müßte Rose in den sauren Apfel beißen, sich wie eine Braut gegen den Rath zu

verhalten. Rose, die in ihrem Zustande den Faden einer Spinne ergriffen haben würde, sich daran zu halten, nahm das an. Sie glaubte, Tante hätte schon ein Mittel in Petto, sie wieder von ihrer verhaßten Brautschaft zu befreyen. Sie versprach also, noch ein Paar Tage in der Lage auszuhalten; aber dann müßte auch die Tante mit ihr abreisen.

Die Tante versprach's, dachte aber heimlich: das soll schon gehen. Als Bräutigam ist der Rath dreister; sie gewöhnt sich daran; es wird schon gehen. Rose versprach auch, sie wollte freundlich seyn, und wenn sie weg wäre, an den Rath schreiben, und seine Besuche in Braunschweig annehmen, dachte aber heimlich: „Laß mich nur erst weg seyn, so geh ich zur Tante Seeburg, oder zu meinem Vater, und verberge mich so lange, bis er müde wird, mich zu suchen." Genug, es war ein Friedenstractat, wie alle: die Parteyen betrogen einander. Die Tante bath denn Rosen noch ein Mahl, ja Morgen sich des Weinens zu enthalten, und das, was sie von Ludwig zu Raths gesagt hätte, zu bestätigen. Rose versprach alles, wenn Tante nur wieder etwas dazwischen bringen wollte. Sie hätte versprochen, den Rath auf diese Bedingung zu heirathen; denn, die Wahrheit zu gestehen, sie verstand nicht einmahl, was die Tante sagte.

Man wird hier sagen: die Tante könnte unmöglich die gutmüthige Frau seyn, wie ich sie ge-

nannt hätte; denn sie machte doch das arme Mädchen offenbar unglücklich! und ich antworte dem Leser, daß solche kleine Delicatessen im Umgange, gegen die man nicht anstoßen will, mehr Unglückliche gemacht haben, als Boßheit und Verbrechen je thun können. Der ganze Unterschied ist, die Boßheit will unglücklich machen, und die Tante wollte nicht, und tröstete sich mit dem Abscheulichen: Es wird so arg nicht werden. Übrigens war sie wirklich eine gutmüthige Frau.

Rose lag nun da, und sann darauf, wie sie nun wieder auf eine Weise, wobey Ludwigs Unschuld offenbar würde, mit Ludwigen zusammen kommen könnte. Sie sann, und fand nicht Ein Mittel, und sah nicht, daß das Mittel dazu, auch wenn Ludwig schuldig gewesen wäre, in ihrer Brust jetzt so ängstlich klopfte. „Armes Mädchen! sinne nicht, wie du mit Ludwigen zusammen, sinne, wie du von dem Rath los kommen willst!" Das überließ sie ihrer Tante.

Rose stand auf, zog sich langsam an; die Tante trieb und trieb. Sie mußte endlich zu der Gesellschaft in das Zimmer zum Frühstück. Die Füße waren ihr wie von Bley, so schwer ihr Gesicht brannte; sie schlug kein Auge auf. Der Rath ging ihr entgegen, küßte ihr die Hand, und machte Rosen ein sehr elegantes Compliment über ihr gestriges Versprechen und über sein eigenes Entzücken. Rosen summte es vor den Ohren: sie verstand von alle dem kein Wort, und

sie sagte zu Cousinen, wie sie auf einen Augenblick mit ihr hinaus ging, sehr freudig: „Gottlob! ich habe nicht ein Wort von alle dem gehört, was der Rath sagte, und mein Gewissen ist frey." Sie antwortete wirklich mit nichts als einem Knickse, empfing von dem Rath einen Kuß, von der Räthinn einen mütterlichen Segen, von dem sie auch nichts hörte und sah, und man hätte sie ohne Zweifel können mit dem Rath copuliren lassen; sie würde es kaum gemerkt haben.

Die Tante, der anfing bange bey dieser seltsamen Verlobung zu werden, trieb nun die Gesellschaft, in die Allee zu gehen. Rose lief mit der Cousine voran, um dem Arme des Raths zu entgehen. Sie dankte Gott, daß sie vom Zimmer herab kam; und nun fürchtete sie sich eben so entsetzlich, daß Ludwig etwa in der Allee seyn, und sie mit dem Rath sehen möchte. „Ach Cousine!" flüsterte sie: „bleib du um Gottes willen bey mir, daß mich der Rath nicht allein sieht." Alles strömte in den Saal, Rose und die Cousine ebenfalls, und Rose rettete sich mitten in den dicksten Haufen der Frauenzimmer: Der Rath, die Tante und die Räthinn gingen die Allee hinab. Die hintere Saalthür flog auf. Ein junger Herr stürzte herein, und rief: „Rangiren Sie sich, meine Damen, in einen halben Kreis. Sie kommen!" Die Damen stellten sich in einen halben Kreis, an der andern Seite die Herren; wo die beyden Kreise zusammen stießen,

standen Lieschen und ihr Bräutigam, beyde niedlich gekleidet: Lieschen die Brautkrone auf ihrem Haare.

Die ganze Veranstaltung des Festes kam von dem alten Officier. Es war Lieschens Hochzeittag. Niemand fehlte noch, als Ludwig, der Held des Festtags. Der Officier ging, ihn, nach ihrer Verabredung, abzuhohlen. Er hatte große Mühe, Ludwigen zu bereden, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Endlich gelang es ihm doch; er sagte ihm, es beträfe ein Paar Menschen glücklich zu machen. Er ging mit ihm, schweigend, und im tiefen Kummer versenkt. Blaß war seine Wange, finster sein Auge, gesenkt seine Blicke. So schleppte ihn der Alte mechanisch in die Allee und zum Ballhause. Ein junger Mensch winkte mit der Hand: „Still! still! sie kommen.“ Alles sah auf die Thür. Die Thür öffnete sich, und Ludwig trat an der Hand des Officiers in den Saal. „O, mein Gott!“ rief Rose, wie sie ihn erblickte, und verbarg sich hinter einer Dame, neben der sie stand. Sie zitterte so heftig, daß die Cousine sie halten mußte.

Ludwigs Blicke flogen mit einem großen Erstaunen in dem großen Kreise umher; er sah den Officier an; der lächelte. Endlich führte die regierende Gräfinn von T** B** das Brautpaar auf Ludwig zu. „Lieber Burchhard!“ sagte sie gerührt: „Sie haben diese beyden Menschen glücklich gemacht: Sie sind ein edler, ein groß-

müthiger Mann. Belohnt sind Sie durch den Anblick dieser beyden frohen Menschen! nehmen Sie den Blumenkranz, den Ihnen die Glückliche in unser aller Nahmen gibt, als eine Huldigung an, die wir Ihrer Tugend schuldig sind." Lieschen reichte Ludwigen mit zitternden Händen und nassen Augen den Kranz. „Sie haben," fing sie verlegen an; „Sie haben . . . ach! ich habe es vergessen, was ich Ihnen sagen sollte; aber ich will nie aufhören, für Sie zu bethen, lieber Herr!" Ludwig faßte Liesen in die Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Gutes Kind!" rief er: „das thu', und Gott erhöre dein Gebeth!" Er verbeugte sich gegen die Gräfinn. „Nein," sagte die Gräfinn: „lieber Burchhard! wir sind Ihnen alle einen schönen Abend und den heutigen Tag schuldig, und so bezahle ich!" Sie faßte ihn an, und küßte ihn. Dann führte sie ihn zu dem Kreise der Damen: „Meine Damen!" rief sie: „wer die Tugend liebt, bezahle ihm eben so!" Sie führte ihn von Dame zu Dame. Sie küßten ihn. „Nun, Kleine!" sagte die Gräfinn, und zog Rosen bey der Hand hinter der Dame hervor, hinter der sie sich verbarg: „Ihr unschuldiges, nasses Auge sagt sehr deutlich, daß Sie auch diesen edlen Mann lieben. Kommen Sie!"

Rose zitterte, Ludwig zitterte. Er sah sie an mit nassen, traurigen Blicken. „Rose!" sagte er leise: „das konntest du?" Rose fiel in seine Arme; sie küßte ihn mit heißen, brennenden Lippen. Die Gräfinn betrachtete sie beyde mit

lachenden Augen. „Lieber Herr,“ sagte sie: „Sie müssen weiter, ohne Gnade!“ Ludwig ließ sich weiter führen, und die Cousine führte Rosen in ein Nebenzimmer, und bath sie um Gottes willen, sich zu fassen, und sich nicht dem ganzen Saale zum Schauspiele zu geben. Wie Ludwig herum war, so sagte die Gräfinn leise zu ihm: „Nun gehen Sie, Lieber, gehen Sie zu dem reizenden Mädchen, und hohlen Sie sich Ihre eigentliche Belohnung!“ Ludwig sah hin, und Rose war mit der Cousine verschwunden. Man umringte Ludwigen jetzt; man gratulirte; man hatte so viel von ihm zu fragen, und man fragte so artig, daß Ludwig nicht einen Augenblick Zeit finden konnte, über den Vorfall nachzusinnen. Das Einzige, was er fühlte, war der heiße, brennende Kuß von Rosens Lippen. Unter den übrigen Menschen und Dingen, die ihn umgaben, war er eine bloße Maschine. Er verbeugte sich, wenn er eine Verbeugung sah, und hörte nichts, als ein verwirrtes Gesummse ohne Bedeutung für ihn.

Nun führte die Gräfinn Lieschen Ludwigen zu; sie selbst nahm den Bräutigam. Die Musik erhob sich, und er begriff doch endlich so viel, daß er mit Lieschen den Ball eröffnen sollte. Er stellte sich; er machte das Compliment, einige Pas: auf ein Mahl blieb er stehen, legte die Hand an die Stirn, drehete sich um, sagte: „Ja noch ein Mahl!“ und ging zum Saale hin-

aus. Der Officier tanzte an seiner Stelle weiter, und bath die Gräfinn, den jungen Menschen zu lassen. Ludwig wollte noch ein Mahl Rosen sprechen. Er ging die Allee hinab, vergaß aber, in sich selbst vertieft, seine Absicht, und befand sich nach einiger Zeit im freyen Felde. Die Tante sah ihn gehen, wurde für Rosen und ihre Ehre besorgt, ging ihm nach, und ging, wie er immer vor sich hin schleuderte, zu Hause, um Rosen, die sie nirgends sah, zu sich zu nehmen. Wie sie zu Hause kam, so sah sie Rosen in heißen Thränen, in Ausrufungen über Ludwig, verloren. Die arme Rose war mit der Cousine nach Hause getaumelt. Hier fiel sie der Cousine um den Hals, weinte, schluchzte, und versicherte in einem Athem zehn Mahl, sie wolle den Rath nicht, sie könne ihn nicht nehmen! Ludwigs Kuß hatte das ganze Gebäude der künstlichen Tante über den Haufen gestürzt; und wäre der Rath jetzt erschienen, so würde Rosens Herz, das jetzt nur allein in Liebe schlug, das strenge Geboth der Schicklichkeit überwunden, und sich dem Rathe gezeigt haben, wie es war. „Meine Tante!" rief Rose; „er ist unschuldig! ich habe ihm Unrecht gethan. Er ist der beste der Menschen, und alles mit den Düpuis, mit der Kammerjungfer, mit Louisen und mit der Entführung, das ist alles nicht wahr! Glauben Sie mir, das ist alles nicht wahr! Wie könnte er sonst so edel, so großmüthig seyn?" Die Tante mach-

te

te ein Paar große Augen. — „Was ist das denn mit der Kammerjungfer und der Entführung? davon weiß ich ja nicht ein Sterbenswort!" — „Ich auch nicht!" rief Rose, die jetzt erst merkte, daß sie zu viel gesagt hatte; „aber er ist unschuldig, er ist unschuldig an allem! und ich mag den Rath nicht, ich will ihn nicht, lieber will ich tausend Mahl sterben!" — „Herr Gott! Kind! schrey nicht so! du sollst ihn ja auch nicht! sey doch nur ruhig!" — „Ist das wahr, soll ich ihn nicht?" rief Rose entzückt, und fiel auf die Knie: „ach, liebste, beste Tante! ach! Gottlob! Nein, Ludwig ist unschuldig!"

Die Tante versprach mehr, als sie halten wollte und konnte, und Rose versprach dagegen, ruhig zu seyn, und sich noch nichts merken zu lassen; und nun ließ die Tante sie mit ihrem Herzen und mit Ludwigs Kusse auf ihren Lippen allein. Die Tante wünschte tausend Mahl, sich mit dem verdrießlichen Händel nicht befaßt zu haben. Sie sah wohl, daß Ludwig dennoch, Trotz aller ihrer Künste, den Knoten gewaltsam aufhauen würde. Sie hatte nichts dagegen, wenn sie nur aus dem Spiele gewesen wäre; ja, sie war sogar von Rosens Thränen gerührt geworden. Sie sann darauf, wie man das Ding wieder in das natürliche Geleise bringen könnte, ohne die Räthinn zu beleidigen, gegen die sie eine große Achtung hatte. „Wenn Ludwig nur jetzt hier fort wäre!" rief sie: „ich schickte das

Mädchen nach Ellbergen, den Rath dazu; dann möchten sie sehen, wie sie fertig würden! Aber ich will nichts damit zu thun haben." Sie schrieb nach langem Überlegen an Ludwigen einen Zettel, worin sie ihn ersuchte, das Bad zu verlassen, weil gewisse Gründe das nöthig machten.

Diese Gründe waren nun sehr verwirrt aus einander gesetzt; denn sie wollte Ludwigen nicht alle Hoffnung nehmen, aber auch ums Himmels willen nicht durch ihren Zettel sich aussetzen. Folglich konnte keiner den Sinn des Zettels errathen, als der die innere Gedankenfolge der Tante wußte; und die wußte Ludwig zum Unglück nicht. Was er also von dem ganzen Zettel verstand, war der Ausdruck, „Rose hat sich freywillig mit dem „Herrn Rath Lauter verlobt; sie ist also das Ei„genthum eines Andern, auf das Sie keine An„sprüche nehmen können, wenn Sie ein redlicher „Mann sind, als bis des Herrn Raths Rechte „auf Rosen aufhören." Das war nun nach der Meinung der Tante sehr deutlich gesagt: „Gedulden Sie sich nur, junger Mensch! Wir wollen den Rath um seine Rechte prellen." Ludwig aber, der, wie wir wissen, kein großer Erklärer von Worten war, sondern alles wörtlich nahm, zog gerade aus dieser Stelle einen ganz entgegen gesetzten Sinn. „Das Eigenthum eines Andern!" rief er ergrimmt, und knieterte das Papier in seiner Hand zusammen. „Recht! so lange haben sie es getrieben! Gott! über die verdammte alte

Kupplerinn!" Das war für ihn entscheidend! „Fremdes Eigenthum!" So viel tausend Stimmen sich auch in seinem Herzen dagegen erhoben, so brachte er sie doch alle tausend mit Zähnknirschen zum Schweigen. „Fremdes Eigenthum! — Sattle, Johann! Wir wollen fort!" Er schrieb an die Tante: „Mamsell Gellner ist das „Eigenthum eines Andern. Ich gehe. Ich sehe „sie nicht wieder. Leben Sie wohl." „Ludwig „Burchhard." Johann sattelte. Er brachte den Zettel selbst nach der Tante. Rose stand hinter den Jalousien. Sie sah ihn kommen. Sie zitterte vor Freude. Da trat aus eben dem Laden Mamsell Dúpuis hervor. Ah bon jour, mon ami!" Rose erschrack, und wollte eben zurück treten, um lieber nichts zu sehen. „Mamsell!" hob Ludwig kalt an: „der alte Officier hat mir gestern von Ihnen gesagt, Sie und Ihre Schwester gehörten zu den geldfeilen Frauenzimmern. Ich habe das nicht gewußt. Ich war Ihr Freund; allein das ist zu Ende, denn ich bin kein Freund von Huren. Adieu, Mamsell!" Er drehete sich um, und ließ Mamsell Dúpuis versteinert auf der Gasse stehen. Rose klatschte vor Freuden in die kleinen Hände. Die Versöhnung war geschehen. Sie flog an ihre Thüre, öffnete sie; da mußte er vorüber. Sie hatte die Arme ausgebreitet, um ihn sogleich mit ihrem Herzen zu empfangen. Sie stand, hoffte, ihre Brust klopfte, ihre Lippen zischelten: „Lieber, treuer Her-

zens Ludwig!" Er kam nicht. Sie stand eine Viertelstunde in der Thüre. Er kam nicht. Sie schlich die Treppe halb hinab. Er war nicht unten. „Was ist das?" Sie stellte sich hinter ihre Jalousie. Da kam Ludwig zu Pferde, neben ihm der alte Officier, hinter ihnen Johann. Er sah herauf, ach! mit einem so sterbenden Blicke! Sie wollte eben die Jalousie aufreißen; da waren sie vorüber. Er wird ja zurück kommen! Sie stand am Fenster, Stunden lang; er kam nicht. Der Gedanke, sich mit ihm zu versöhnen, der Gedanke an seine Unschuld mit Mamsell Düpuis, die Hoffnung, daß er auch in den übrigen Dingen eben so wohl unschuldig seyn könnte, beschäftigte Rosen so einzig, so angelegentlich, daß sie alle übrigen Verhältnisse rein weg vergaß; und das kleine Ding saß am Tisch so ungemein heiter, und mit einer so in sich vergnügten Miene da, aß mit so frischem Appetit, und zuweilen stieg eine Anwandlung von Lachen so sichtlich auf ihren Mund, daß jetzt die Tante und die Cousine an ihr zu Narren wurden, besonders die Tante, die Ludwigs Billet in der Tasche hatte, und also doch wahrhaftig nicht einsah, was bey dem Handel zu lachen war.

Sie sah Rosen an, und dachte bey sich: „Sollte die kleine Hexe mich etwa in Gesellschaft mit Ludwig betriegen? Wenn ich's denn nur nicht merke: meinetwegen!" Der Rath war der glücklichste Mann auf dem Erdboden. Er weidete sich

an Rosens heiterm Gesicht, und weil sie die Augen niederschlug, so hielt er es für Zufriedenheit mit ihrem Brautstande, und für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Er trank heute zwey Gläser Wein mehr als gewöhnlich, der ordentliche Mann! Lieber Gott! über die armen Menschen! Da saß ein Tisch voll vergnügter Menschen, ohne daß einer eigentlich Ursach hatte, vergnügt zu seyn! Die Tante ließ das Ding gehen. Man stieß die Gläser an einander, stand auf, trennte sich; der Rath küßte Rosen die Hand mit einer Inbrunst, die Rosen schnell wieder an ihr Verhältniß mit ihm erinnerte. „Meine anbethungswürdige Geliebte!" rief er: „wie glücklich macht mich Ihre Heiterkeit!" Rose erröthete; sie fühlte doch wohl, daß es unrecht war, den armen Mann so zu betriegen. Sie sagte mit einer tiefen Verbeugung etwas, das einer Entschuldigung ähnlich sah.

Nachmittags lief sie mit Cousinen in die Allee, am Canal, überall, wo sie hoffen konnte, Ludwigen zu treffen. Lieschens Hochzeit wurde gefeyert, und auch da war Ludwig nicht. Kam der Rath zu ihnen, so mußte ihn die Cousine abfertigen. Die Cousine fragte nach der Ursache von Rosens Heiterkeit; allein sie schwieg: denn sie war entschlossen, den Handel für sich allein zu endigen, und dann Ludwigen aufzutragen, dem Rath Nachricht von allem zu geben. Das alles schien ihr so gewiß, daß sie nicht begreifen konnte, warum Ludwig gar nicht erschien.

Sie ging sogar vor dem Hause vorüber, wo er wohnte. Er war nicht da, und die Cousine erklärte endlich, sie könnte vor Müdigkeit nicht mehr auftreten. Rose war endlich gezwungen, nach Hause zu gehen, und in der Gesellschaft ihres Bräutigams lange Weile zu finden. Hätte nur der Rath Lauter sich eines von den gewöhnlichen Bräutigamsrechten bedient, so mußte die Sache doch endlich zur Sprache kommen; allein der war so äußerst delicat, daß er schon mit einer heitern Miene zufrieden war; und wenn Rose nur die äußerste Spitze ihrer Finger in seine Hand legte, sich aus jeder vertrauten Stellung herauswand, und vor ihm als vor einem Menschenfresser lief, so hielt er das für jungfräuliche Bescheidenheit, und jubelte über das, was sein Unglück war.

Abends nach Tische kam denn endlich die Katastrophe. Die Tante war Willens gewesen, Rosen gar nichts von Ludwigs Billet zu sagen; wie sie aber von ihrer Tochter Rosens Laufen durch die Stadt, vor Ludwigs Hause das Hinaufsehen hörte, so gerieth sie doch auf den Gedanken, daß Ludwigs Billet eine Kriegesliſt gewesen sey. Sie hatte ohnehin mehr Widersetzlichkeit von Ludwigen erwartet. Rosens Heiterkeit dazu. Es fing ihr an sehr wahrscheinlich zu werden. Sie schlich also zu Rosen hinüber. „Nun, Rose! du warst heute so heiter? ich bin es auch. Denn das Beste war es, was er thun konnte." — „Was

denn, Tante?" — „Abzureisen." — „Abzureisen?" rief Rose, und erloschen war die heitere Miene, das Auge verdunkelt. „Gott, ist er fort?" — „Ja, heute Morgen hat er an die Jungfer unten im Hause dieß Billet abgegeben." Sie gab Rosen Ludwigs Billet. Rose las und erstarrte. Sie las es wieder, und erstarrte noch mehr. Sogar kein Wort in diesem Billet, was eine Hoffnung, was einen Trost enthielt. So kurz ab! so gleichsam abgewiesen! Die Tante hüthete sich wohl, Rosen es nur mit einem Worte merken zu lassen, daß das eine Antwort auf ihr Billet war; und wie sie es merkte, daß Rose willens war, das Billet übel zu nehmen, so schürte sie fleißig zu. „So geht es, Rose! wie er nun über dich lachen mag, daß er dir einen Korb gegeben hat! So geht es, wenn man sich anträgt, und es sich merken läßt, daß man einen Mann liebt!" Rose las noch immer das Billet: „Ich gehe! ich sehe sie nicht wieder!" und das an die Tante, und nicht an sie selbst geschrieben.

Trotz ihrer heißen Liebe arbeitete sich doch das Gefühl der gekränkten Eitelkeit herauf, oder vielmehr die Tante zog es aus dem Gemische ihrer Empfindungen hervor. Sie vergoß keine Thräne; das Gefühl der gekränkten Liebe, der Täuschung, der verspotteten Zärtlichkeit, ihr jungfräuliches Gefühl, ihre Eitelkeit: das alles stach mit ihrer heutigen Heiterkeit, mit ihren Hoffnungen zu sehr ab, als daß sich der Sturm in sanftere Thränen

auflösen konnte. „Tante!“ rief sie: „ich bitte Sie, sagen Sie mir von diesen abscheulichen Menschen kein Wort mehr! Es ist nun vorbey, und er verdient nicht, daß wir weiter an ihn denken. Ich will zu Bette gehen, und ruhig schlafen.“ — „Und sein Umgang mit der Düpuis, Rose? Man sah, was die Tante wollte. Es schlug fehl. „Tante,“ sagte Rose, der seine Unschuld bey dem Nahmen Düpuis einfiel: „er ist doch wohl unschuldig.“ — Die Tante lenkte ein. Rose erzählte, was sie den Morgen gesehen hatte. „Nun ja doch Rose! er hat geglaubt, er hätte die Düpuis allein; und nun hört er, daß es liederliche Mädchen mit allen sind; was beweist das seine Unschuld?“ Sie warf Rosen einen neuen Dorn ins Herz. Rose legte sich nieder, dachte alles von den Scenen in dem Wirthshause bey Braunschweig an, bis auf das Billet von heute durch, und das Ende war, daß sie rief: „Ja, es ist ein ganz abscheulicher Mensch! ich mag nichts mehr von ihm wissen!“ Nun löste sich ihr Gefühl in Thränen auf, und der Schlaf drückte ihr lange nach Mitternacht das Auge mitten unter Thränen zu.

So hattest du denn selbst, armer Ludwig, dein Schicksal entschieden! Ein Paar Unglückliche, welche nicht Bosheit, nicht Schicksal, sondern kleine Mißverständnisse, Umgangsformeln unglücklich gemacht haben! gerade wie das Motto über den zweyten Theil dieses Büchleins sagt,

das aber auch noch auf mehrere Dinge in diesem Büchlein gehen soll.

Den andern Tag wunderte sich der Rath über Rosens Aussehen und über ihre stille Betrübniß. Sie war blaß, hatte verweinte Augen; sie seufzte von Zeit zu Zeit. Die Tante schob die Schuld von alle dem auf ein Kopfweh, das sie sich gestern wahrscheinlich mit ihrem Herumlaufen zugezogen hätte. Rose bestätigte das, und so ging alles glücklich vorüber. Der Rath war Rosens Bräutigam, Rose seine Braut; allein sie gingen mit einander um, wie ein Paar Fremde, ausser daß der Rath nach und nach Rosen bey ihrem Taufnahmen nannte, zuweilen den Arm um ihren Leib schlug, zuweilen, aber doch selten, ihrer Wange einen Kuß raubte. Endlich fing man an, ernsthafter mit Rosen über den Handel zu sprechen. Sie hörte von Hochzeit, und schauderte. Die Tante, auf die sie sich verlassen hatte, brach alle Friedenstractaten, und erklärte Rosen, daß sie kein einziges Mittel sähe, sie aus des Raths Händen zu retten. Rose weinte, jammerte, und doch war sie kopflos und furchtsam, immer zu schweigen, und alles über sich ergehen zu lassen. Woher sollte sie das Herz nehmen, dem Rathe oder der Räthinn zu erklären: ich will nicht? Sie schwieg also immer, wenn von dergleichen die Rede war, mit einer Todesangst in ihrer Seele, still. Sie bath nur die Tante, endlich einmahl abzureisen. Sie hoffte noch immer auf

glückliche Zufälle, die den Handel hintertreiben sollten, wenn sie nur erst einmahl von dem Rathe entfernt wäre. Fing sie auch einmahl mit der Tante an zu zanken, so brachte die sie sehr bald damit zum Stillschweigen: „Rose es ist ja deine eigene Schuld! hast du nicht ganz freywillig dich den Abend für seine Braut erklärt?" Das konnte sie nicht läugnen. Sie bath also nur um Gottes willen die Tante, abzureisen. Das that denn endlich die Tante. Der Rath schenkte Rosen eine Uhr, einen kostbaren Ring. Rose weigerte sich, das anzunehmen. Der Rath gerieth darüber nicht wenig in Verlegenheit, daß seine Braut die Hände auf den Rücken legte, und immer: „Nein! nein! ich kann von Ihnen nichts, nichts, gar nichts annehmen!" rief. Es war kein Spaß von Rosen; denn sie zitterte bey ihrem Nein, und war so ängstlich, und antwortete auf alle Vorstellungen des Raths, daß das, was sein sey, auch das Ihrige wäre, gar nichts, als: „Nein! nein! Wahrhaftig nicht!" Rose glaubte, wenn sie ein Geschenk von ihm annehme, so wäre es ganz vorbey; dann müßte sie. Also da blieb sie fest und unbeweglich.

Der arme Rath bath, flehete, stellte vor: allein das half nichts. Rose blieb bey ihrem: Nein! nein! Er bath sie, ihm zu sagen, warum sie nichts nehmen wolle, und erfuhr nichts. Er legte es ihr heimlich auf ihr Zimmer. Rose fand es, und trug es ihm mit spitzigen Fingern

und Zittern wieder auf das seinige. Sie glaubte, schon das Anfassen der Geschenke machte sie unglücklich. Kurz, es war vergebens. Der Rath gerieth in ein lebhaftes Erstaunen über diesen unerklärlichen Eigensinn. Er erfand tausend Manieren, die Geschenke ihr zu geben; das war aber eben dasselbe. Rose gab ihm einen Kuß, umarmte ihn; aber anzunehmen von ihm, nur eine Kleinigkeit, ein Paar Handschuhe, war seine ganze Beredsamkeit nicht hinreichend; ja, wie Rose den Tag nach ihrer Abreise dennoch die fürchterlichen Geschenke in ihrem Schächtelchen fand, so steckte sie dieselben voll Angst der Tante in den Koffer, und behauptete aus Angst mit Schwüren der Tante ins Gesicht, damit es nie zu einem Beweise gegen sie dienen könnte, sie wisse es, daß der Herr Rath die Tante hätte damit beschenken wollen. Die Tante wurde endlich böse, legte Uhr und Ring auf den Tisch, und sagte: sie würde beydes liegen lassen, wenn Rose es nicht mitnehmen wollte. Rose aber nahm ihre Schachtel wie ein Heiligthum auf den Arm, und ließ sie nicht von sich, damit man die Präsente nicht wieder hinein thun könnte. Die Tante mochte wohl oder übel, sie mußte sich, roth vor Ärger wie ein Hahn, und müde vor Zanken, der Behauptung Rosens ergeben, daß Uhr und Ring ihr geschenkt wären; denn Rose war nicht anders zu bewegen, die Schachtel abzulegen; und das ganze Wirthshaus war voll Fremde. Die Tante wußte wahrlich zu-

letzt nicht mehr, was sie dazu sagen sollte; Rose widersprach den allerauffallendsten Gründen in dieser Rücksicht. Genug, die Geschenke wurden folglich für Tantens Eigenthum erklärt, und die Sache war Rosen so wichtig, daß sie die Cousine und die Kammerjungfer darüber zu Zeugen nahm. Die Tante steckte einmahl im Fahren Rosen den Ring an den Finger; aber das verschwor sie, je wieder zu thun. Rose schläuderte den Ring mit einem solchen Abscheu und solcher Heftigkeit aus dem Wagenfenster, als ob es eine Schlange gewesen wäre, und wurde nun hinterher so böse, so ernstlich böse, daß sie schalt, wie ein kleiner Dragoner. Die Tante lachte und ärgerte sich zu gleicher Zeit gewaltig.

Mit dem Abschiede aus Pyrmont war es auch so gegangen. Den Tag, wie sie abfahren sollten, war Rose schon Morgens fünf Uhr fertig. Die Freude lag so sichtlich auf ihrem Gesichte, daß alles Winken der Tante nicht half. Wie der Wagen vorfuhr, und man so zu den Präliminarien des Abschiedes schritt, stand Rose schon mit Handschuh und Fächer, die Thüre in der Hand, auf der Schwelle, und machte immer einen halben Knicks, wenn Tante nur das Wort sagte: „Wir müssen nun wohl.“ Sie entzog sich den Umarmungen des Raths mit einer Behendigkeit, die unbegreiflich schien; denn sie saß schon im Wagen, wie er ihr den Arm both, sie die Treppe herab zu führen. Wie der Wagen sich bewegte,

so brach sie in ein Freudengeschrey aus, und rief laut ein Mahl über das andere: „Gott Lob! Gott Lob! Gott Lob!“ Die Räthinn sagte: „Verliebt ist sie nicht in dich, mein Sohn!“

So wenig Rose nun eigentlich sich mit dem Herrn Rath ernsthaft eingelassen hatte, desto ernsthafter hatte sich die Tante statt Rosen eingelassen. Der Rath hatte Befehl, in Braunschweig zu erscheinen, und da vollends Rosen zu erobern, sich dem Herrn Rector Gellner und der Madame Seeburg zu zeigen, und dann mit Rosen, seiner Frau, heim zu kehren. Alles das war ohne Wissen Rosens abgemacht; und wenn auch der Herr Rath einige Bedenklichkeit von Seite des Betragens seiner Braut äusserte, so schob das die Tante auf Rosens Jugend, Unschuld, Schamhaftigkeit, und dann auf ihre wenige Bekanntschaft mit dem Rath. Die Räthinn schüttelte doch zuweilen den Kopf; allein sie wurde von der Liebe und der Hoffnung ihres einzigen Sohnes weggerissen, der deutlich erklärte, daß er ohne Rosen nie so glücklich seyn könne, als er es mit Rosen zu werden hoffe. Genug, die Sache war abgethan, und Rose fuhr nach Braunschweig. Rose wollte nun mit Gewalt nach Ellbergen, allein vergebens; denn die Tante Seeburginn wollte selbst kommen. Sie kam. Die Tante Rehberginn legte ihr alle Verhandlungen vor, schwieg von allem, was sie beschuldigen konnte, zeigte Ludwigs Billet, das

dann die Tante ganz richtig fand, weil Briefe an seinen Vater dasselbe sagten. Rose erzählte denn auch, und war eben so wenig ganz aufrichtig; denn sie verschwieg Tanten ihre Liebe und Wünsche für Ludwigen, oder vielmehr, diese Liebe, diese Wünsche für Ludwigen waren ihr selbst nicht helle; sie schlossen sich nur in die Abneigung gegen den Rath. Die Tante überlegte alles reiflich. Ludwig war nicht da; das hörte Rose mit großem Erschrecken: und wenn er auch da gewesen wäre, so hatte er laut erklärt, daß er Rosen nicht wolle. Niemand dachte daran, daß Ludwig sie nur deßwegen nicht wollte, weil sie eines Andern Braut war. Einmahl mußte Rose doch heirathen; der Rath war ein sehr guter Mann, das gestand Rose selbst. Sie hatte ihm selbst ja gesagt, das konnte sie nicht läugnen. Ihn jetzt nun mit einer langen Nase wieder nach Hause zu senden, war unredlich; das gab Rose nach einigen Gegenvorstellungen zu, und auch unvortheilhaft, davon wollte Rose nichts wissen. Kurz, Madame Seeburg und Madame Rehberg erklärten feyerlich, daß es ihre Meinung sey, Rose müsse den Rath heirathen. Rose ging bey diesem Urtheilsspruche im Zimmer umher, weinte, bath, rang die Hände, erklärte, daß man sie unglücklich machte, bis sie denn glücklich der Tante Seeburg die weiche Seite abgeklagt hatte. „Aber, Mädchen! was willst du denn? so versprich dich nicht

mit Leuten, wenn du sie nicht haben willst!" „Ach, Tante! dieses einzige Mahl nur vergeben Sie mir, und helfen Sie mir von dem Rathe!" Die Rehberginn kam denn wieder mit einer Palliativ-Cur. Man wollte die Sache noch ansehen, vielleicht gäbe sich das Ding auf eine oder die andere Weise. Man wollte die Sache nicht übereilen. Das nahm Rose an, denn es gab wieder Hoffnung; die Tante nahm es an, denn sie wußte nichts Bessers. Die Tante war gezwungen, Uhr und Ring wieder einzuschließen, und Rose hüpfte mit Cousinen umher, welche schrie: „Du gibst dir mehr Mühe, einen Mann los zu werden, als sonst die Mädchen, einen zu bekommen."

Nach und nach fing denn Rose an, sich bey Tanten ganz fein nach Ludwigen zu erkundigen. Tante erzählte denn alles, was sie wußte, von dem Tage an, da er nach Pyrmont abgereiset war, bis jetzt; das war überall nicht viel. Er hatte an den Vater geschrieben, mit Rosen wäre es vorbey; er wäre jetzt in einer sehr angenehmen Gesellschaft, und da wollte er einige Zeit bleiben. Zugleich erzählte auch die Tante, daß der alte Burchhard, wie er den Brief von seinem Sohne gelesen habe, gesagt hatte: „Nun, wenn's so ist, so danke ich Gott, daß es vorbey ist mit Rosen." Sie hatte zwar gefragt: „wie ist es denn?" allein der Alte hätte gelächelt und geantwortet: „Frau Nachbarinn! mein

Ludwig und Rose paßten nicht.“ „Wie nun, warum nun?“ „Genug, sie wollte ihn nicht, und jetzt will er sie nicht.“ „Beyde haben ohne Zweifel ihre Ursachen dazu.“ Rose hörte das an, und sie hatte alle Mühe, ihre aufwallende Empfindung des Verdrußes zu verbergen. „Er will mich nicht!“ sagte sie spöttisch; doch kam der Spott sehr weinerlich; „nun, Gottlob! da wird er mir doch nicht überall nachlaufen!“ Sie hatte genug an dieser Nachricht, und verlangte nicht mehr zu wissen. Ellbergen war ihr verhaßt, der alte Burchhard, Ludwig am meisten, und doch kosteten ihr diese Gegenstände noch oft Thränen. „Wenn ich nur wüßte, wo er wäre!“ rief sie oft vor sich selbst. Rose hatte ihre gute Laune verloren, Rose war ganz unleidlich geworden. Oft traf man sie in stillen Thränen auf ihrem Stübchen; und fragte man sie, warum, so sagte sie: „ich weine ja nicht, ich bin heute ja recht lustig!“

Nichts betrübte sie mehr, als daß sie gar nicht erfahren konnte, wo Ludwig war. Sie hatte sich sogar überwunden, und war nach Ellbergen gereiset. Der alte Burchhard empfing sie wie gewöhnlich, freundlich und liebreich; er rieth ihr aber, was sie nicht erwartete, den Rath Lauter zu nehmen. „Kind!“ sagte er, „ob du gleich nicht meine Tochter wirst, so liebe ich dich dennoch noch eben so zärtlich. Bereite dir nicht selbst eine kummervolle Zeit zu. Rose! so lange

deine Wangen roth sind, kannst du freylich auch wohl wahre Männer aufziehen; allein bedenke, es kommen auch bey dir die Tage, wo die Röthe auf den Wangen nicht mehr so frisch ist, und dann ist ein solches Mädchen selbst elenden Männern verächtlich." Auf eine solche Bußpredigt war das arme Mädchen gar nicht gefaßt. „Vater!" rief sie aus voller Seele betrübt, „glauben Sie nichts Böses von mir. Wenn Sie wüßten, wie alles gekommen ist — ich bin unschuldig, Vater! gewiß, ich bin unschuldig!" „Desto besser für dich, liebes Kind! so nimm den Rath, und habe keinen Mann zum Narren." Das war aller Trost, den sie von dem Manne erhielt, von dem sie auf der Welt alles hoffte. Bey den übrigen ging es noch schlimmer. Die alte Großmutter war kalt gegen sie, so wie auch Ludwigs Mutter. Ihr Herz fing an, sich gegen diese Familie zu verschließen. Sie ging einsam in dem Garten umher. Sie stand an allen Stellen, wo sie mit Ludwigen gespielt hatte, und benetzte sie mit Thränen des gekränkten Kummers. Sie verbarg ihre Thränen jedermann; denn sie fand keinen, der Theil daran genommen hätte. Sie war ganz allein in Ellbergen, ja; eine Art von Haß gegen die Menschen, die sie sonst geliebt hatte, fing sich an in ihr Herz zu schleichen. Sie wurde empfindlich, übelnehmend, mürrisch. Sie mußte Unrecht haben, und hatte es nicht. Diese Empfindlichkeit äußerte sich

gegen den allgemein geliebten Gegenstand, gegen Ludwig. Sie lächelte ein wenig spöttisch, wenn man ihn lobte, besonders gegen die Großmutter. Gegen den alten Burchhard war sie es nie. Es war nichts als Selbstvertheidigung. Die Großmutter nannte es Neid und Haß.

Dann fragte sie wieder nach Ludwig, und erfuhr nicht, wo er war, und was er machte. „Genug," sagte der Vater, „er ist glücklich, und reiset mit einem seiner Freunde." Das arme Mädchen fühlte sich zurück gesetzt, von allen zurück gesetzt, und von allen lebendigen Wesen verlassen, selbst von Ludwig verlassen, und nun fing sie an, sich selbst zu verlassen. Ihr Herz war nicht zerrissen, es war gedrückt; sie fühlte keinen Schmerz mehr, sie fühlte gar nichts, als ihre Verlassenheit. Eine Schärfe setzte sich in ihrem Busen fest, die sich durch eine gleichgültige Gelassenheit, durch einen kranken Ton der Stimme, und durch eine schnell aufbrausende Empfindlichkeit, wenn sie lange getragen hatte, äußerte. Sie spottete zuweilen, und das hatte sie nie gethan. Oft aber noch drang ihre natürliche Güte ihres schönen, mit Kummer beladenen Herzens durch. Dann legte sie den Kopf auf ihren Arm und auf den Tisch, und zerfloß in sanften Thränen; allein diese Thränen hatten keine Zeugen. Sie verlangte endlich weg von Ellbergen. Den Abend vor ihrer Abreise ging sie noch ein Mahl durch den Garten. Ihre Empfindung

war ungemein rührend. Sie warf sich in die schöne Laube, wo sie so oft mit Ludwigen gesessen hatte, auf den Rasen, küßte den Rasen, benetzte ihn mit ihren Thränen. „So lebe wohl!' rief sie bewegt, mit ausgebreiteten Armen: „so lebe auf ewig wohl, mein Glück und alles!" Sie trocknete heftig die Thränen ab, sie schlug die Hände zusammen; denn eine andere Empfindung ergriff sie. „Die Unmenschen!" rief sie, „quält mich nur! Ihr werdet mich früh genug ins Grab gequält haben!"

O Menschen! Menschen! die Thränen sind die bittersten, die das gekränkte, verlassene Herz in der Einsamkeit weint!

Rose nahm von den Menschen in Ellbergen weit, weit kälter Abschied, als von der Laube. Sie stieg mit einer Art Freude in den Wagen, ob sie gleich in Braunschweig keine Ruhe, kein Glück erwartete. Der Abschied von dem Alten rührte sie. Er sagte: „Wirst du einmahl wieder kommen, Rose?" — „Nein," antwortete sie kurz, „niemahls!" — „So lebe denn auf ewig wohl, Rose! Ich fühle mein Grab nachgerade. Lebe wohl, Rose! Komm her, mein Kind! sey nicht so kurz mit mir!" Da brach Rosen das Herz. Sie schlug ihre Arme um des Alten Nacken. „Ach, Vater!" rief sie; „ich bin sehr unglücklich! Sie hassen mich alle, und ich habe nichts verbrochen!" — „Doch meine Tochter, wenn du auch unschuldig bist, so hast du doch

zu lange geschwiegen. Laß das, Kind! es ist nun vorbey. Bist du unschuldig, so tröste dich damit. Unschuld, Tochter, läßt das Herz nie ganz sinken." Rose ging. Der Abschied von der Großmutter und von der Mutter war ganz kurz. Marie umarmte sie zärtlich. „Marie," flüsterte sie ihr zu, „grüß Ludwigen von mir noch ein Mahl! Ich bin nun unglücklich! Aber grüße ihn nur von mir!"

Sie kam in Braunschweig an. Mit einem ruhigen Gesichte stieg sie aus dem Wagen. Ihr ganzes Wesen war umgekehrt. Sie war kalt und untheilnehmend. Wenn die Tante von dem Rathe redete, so zankte sie nicht mehr. Sie hörte das ruhig an. Es war ihr, als ob man von dem fremdesten Manne auf der Welt redete. Der Rath Lauter kam. Rose erschrack wohl ein wenig, allein sie erhohlte sich bald wieder. Zuweilen war sie wohl ein wenig bitter über der Tante Eile; aber sie ließ es doch geschehen. Sie ging mit dem Rathe aus, nahm die Gratulationen als Braut an, und war bey dem ganzen Handel einfältig und kalt. Der Rath schenkte mit einer großen Angst Rosen allerley; allein sie nahm es ohne Weigern an, und legte es ruhig hin. Ganze Morgen saß sie auf ihrem Zimmer, und kam nicht eher herab, als bis man sie rief. Sie zeigte weder Widerwillen gegen den Rath, noch Liebe. Ihr ganzes Wesen war eine bittere Apathie geworden. Der Rath sprach einmahl mit

ihr darüber. Rose lächelte ein wenig. „Herr Rath," sagte sie ruhig; „mein Schicksal hat mich so kalt gemacht. Aber glauben Sie mir, ich werde meine Pflichten gewiß erfüllen! Wenn Sie wüßten, wie man mich beleidigt hat, und Menschen, die ich so lieb hatte!" ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der Rath wollte die wahren Umstände davon wissen. „Nein," sagte Rose, „lassen Sie mich! Ich mag nicht gern daran gedenken, noch weniger davon reden."

Immer näher und näher rückte der Tag der Hochzeit, und jetzt erst fing Rose an zu fühlen, was für ein gewagtes Spiel sie spielte. Mit jedem Tage wurde sie blässer. Halbe Nächte weinte sie. Ludwig war ihr an der Schwelle der ewigen Trennung lieber, als er ihr je gewesen war. Sie glaubte, ihr Herz würde unter der Last ihres Jammers brechen. Alles drang in sie, die Ursache ihres Kummers zu erfahren. Sie schwieg. Sie verrieth sich mit keiner Sylbe. Sie lächelte am Tage, wenn der Rath da war, und verwachte die Nächte in Thränen. Sie war sanftgefällig, und auf eine ausgezeichnete Weise aufmerksam gegen den Rath; allein man sah es ihr an, das alles nicht aus dem Herzen kam, daß sie glaubte, so seyn zu müssen. Sie wurde wie ein Schatten. Die Tante that den Vorschlag, in Ellbergen die Hochzeit zu feyern; Rose sagte kalt: „Tante! wollen Sie mich schon am Hochzeitstage tödten?" Das Brautkleid sollte be-

stellt werden. Man hatte Stoffproben. Rose verlangte ganz gegen die damahlige Mode weiß, und sie flüsterte der Cousine ins Ohr: „Wie die Leiche, die wir neulich Abends sahen!“ Die Cousine erschrack, und fing an zu weinen. „Rose,“ sagte sie, „mach einem nicht so Angst! spotte du nicht, du siehst ohnehin schon blaß genug aus!“ Die Tante suchte endlich eine Probe aus, weil Rose schlechterdings zu allen ja sagte, die irgend einem gefielen. Das Kleid war gemacht, wurde angeprobt, und man erklärte, Rose wäre wie ein Engel in dem Kleide. „O Tante!“ rief Rose, „wenn Sie doch recht hätten, wenn ich erst ein Engel wäre!“ Fürchterlich näher rückte der entscheidende Tag. Rose empfing ihn mit immer heißern Thränen. „Nun, morgen, Rose!“ sagte die Tante. — „Ja, morgen! so weit bin ich nun!“ antwortete Rose, und wollte lächeln, und ein Paar Bewegungen des ganzen Gesichts verriethen ihre Angst, und die Gewalt, die sie sich anthat.

„Wenn ich ihn nur noch ein Mahl sähe!“ rief sie, die Hände ringend: „ach, nur noch ein Mahl!“ „Vergebens, armes Mädchen, rufst du ihn! Er hört dich nicht!“

Ludwig war mit dem alten Officiere aus Pyrmont abgereist. Der alte Mann kam eben zu ihm, wie er aus dem Hause der Madame Rheberg zurück kam, wohin er sein Billet gebracht hatte. „Nun, lieber Freund! Braut und

Bräutigam hoffen auf Sie. Sie sollen die Braut zum Altare führen." „Da hofft sie vergeblich; denn eben will ich zu Pferde steigen, um abzureisen. „Das ist heute nicht möglich." „Ich habe mein Wort gegeben." „Hm! einfältig, aber recht! ich liebe so etwas. Ich gehe mit dir, mein Sohn!" Der Alte ließ sein Pferd hohlen. Sein Bedienter sollte mit dem Gepäcke nachkommen, und er ritt mit Ludwigen zum Thore hinaus, nachdem er auf dem Tanzsaale der Gesellschaft hatte sagen lassen, man möchte auf ihn und den jungen Menschen nicht warten. Vor dem Thore knüpfte denn der alte Mann ein Gespräch mit Ludwigen an, worin er ihm seine ganze Begebenheit mit Rosen ablockte. „Lieber Burchhard! soll ich Ihnen meine Meinung über das Mädchen sagen?" Ludwig sah ihn an. „Aber recht von Herzensgrunde, wie ichs meine. Ich halte das Mädchen für eine Kokette, die ihre Freude daran findet, Sie zu foppen; die nicht eher Lust hat, die Frau eines ehrlichen Mannes zu werden, als bis sie ein Ducent Männer mit ihren Augen zu Narren gehabt hat." „Lieber! Wenn Sie das Mädchen kennten!" „Ich kenne sie genugsam: wäre sie bey Ihnen geblieben, so hätten Sie recht, so zu sagen. Braunschweig hat sie verdorben. Da haben sie einige Affen umschwänzt; die haben ihr in den Kopf gesetzt, daß sie eine Göttinn, eine Königinn sey. Du, mein Sohn, bist ihr mit

deinem geraden, ehrlichen Wesen zu schlecht, du liegst ihr nicht zu Füßen, leckst ihr die Hände nicht, bist nicht ihr Sclav, weil du ein Mann bist: und diese Weiber wollen keine Männer, sie wollen Sclaven. Jetzt, mein Sohn, fängt die Zeit an, da man den Werth aller Dinge in die Fasson setzt, nicht in die Materie. Manier, mein Sohn, und der Mann gilt, und wenn er so neidisch ist, wie ein Hund, so räuberisch, wie ein Wolf, so wollüstig, wie ein Auerhahn, so grausam, wie ein Tieger. Manier! und man bethet den Mann an. Sieh, so hat dich in Braunschweig ein vergoldeter Windbeutel aus dem Sattel gehoben, und hier der feine Rath Lauter. Obgleich der Mann kein übler Mann seyn mag, ich habe ihn zu wenig gesehen, so ist er doch ein anderer Mann, wie du, der sein seidenes Schnupftuch trägt, seidene Strümpfe und runde Steinschnallen, einen Rock mit Gold, und ein Hemd mit Spitzen! Du, armer Junge, mit deinen Halbstiefeln, deiner Jacke von Leinwand, deinem runden Hute, und deinen krausen Locken um den Nacken! Sieh, so stell ich mir den Handel vor. Sie hat sich geschämt, mit dir in der Allee herum zu gehen. An dem Arme eines vergoldeten Wetterhahns figurirt's sich besser. Das ist das ganze Geheimniß!"

Ludwig fing zwar eine heftige Streitigkeit dagegen an; allein der alte Mann trieb ihn mit seinem Warum denn aber? so in die Enge, daß

er doch anfing, besonders da er gar keinen scheinbaren Grund hatte, Rosen zu vertheidigen, einige Zweifel zu fühlen, ob Rose auch wohl nicht ein solches Geschöpf in Braunschweig geworden wäre. Besonders fiel ihm Rosens Betragen in Cassel wieder ein, und das konnte er nicht läugnen, sah der Koketterie so ähnlich, als ein Ey dem andern, sogar daß sein Vater sich den Ausdruck von Rosen, Kokette, entfahren ließ. Der Alte blieb auch hierbey stehen, wie ihm Ludwig seinen Zweifel merken ließ. „Nun ja doch! Siehst du, mein Sohn! Dir stehen die Augen voll Thränen, und sie läuft im Hause umher, will sich todt lachen. Natürlich! denn welch ein Triumph, einen Mann so weit gebracht zu haben, daß er Thränen vergießt! Recht so! Kommen, um dich anzulocken; und hat sie dich wieder gekrönt, so verschwindet sie wieder, um dich nachzuziehen! Erkläre ihr Betragen anders! Was hat sie in Cassel zu thun? sag' selbst. Sich mit dir zu versöhnen? gut! warum reist sie denn heimlich wieder ab? Lieber Freund! mir ist das so helle, daß ich nicht begreife, wie du das nicht schon lange gesehen hast. War sie gut, unschuldig, ehrlich, und meinte es so mit dir, nur halb so, wie du sagst, so mußte sie.... Kurz, laß das gehen. Du bist ihr Narr gewesen! sing ein Te Deum, mein Sohn; daß es dir nicht mehr gekostet, als ein Paar Thränen; nicht die Ruhe deines Lebens wenn sie deine Frau geworden wäre."

Ludwig hörte dieß alles von einem Manne sagen, der das Herz der Menschen kannte, der so oft selbst in ähnlichen Fällen gewesen war, und noch mehr, der ihn liebte. Natürlich, daß diese Sprache, sanft auf der Reise wiederhohlt, endlich einen tiefen Eindruck auf Ludwigs Verstand machte. Der Alte bath Ludwigen mit auf ein Guth zu gehen, das er im Brandenburgischen hätte. Ludwig sagte es ihm zu, weil er nichts Bessers zu thun wußte, und weil er in seinem jetzigen Zustande nicht gern zu seinem Vater mochte. Aus der ersten Stadt, die sie erreichten, schrieb Ludwig an seinen Vater, daß Rose Braut von dem Rath Lauter wäre, und, um ihn über seinen Herzenszustand zu beruhigen, setzte er noch das hinzu, daß er jetzt überzeugt wäre, Rose hätte sich gegen ihn allerley kleiner Künste erlaubt, die ihm ihren Verlust sehr erträglich machten. Er schrieb ihm von seinem Reisegefährten, und bath ihn, es gern zu sehen, daß er mit ihm ginge, um sich noch ein wenig zu zerstreuen. Der ruhige Ton in dem Briefe, besonders die Ruhe, mit der er über Rosens Charakter räsonnirte, beruhigte den Vater über Ludwigs Zustand. „Hm!" sagte er, „seine Liebe ist im Abnehmen, denn er schilt und behauptet nicht; er zweifelt bloß." Man irrte, wie man wohl sieht, von allen Seiten. So ritten Ludwig und der Herr von Berghorn immer nach der preußischen Grenze zu, und so kamen sie einen Tag gegen vier Uhr Nachmittags

in ein kleines Dorf, dessen ganze Lage so reizend war, daß sie beschlossen, die Nacht hier zu bleiben, und von der benachbarten Anhöhe morgen die Sonne aufgehen zu sehen. Sie traten in dem Wirthshause ab: gegen über lag die Kirche, und hinter der Kirche ein kleines Gebüsch, dessen schöner Schatten sie zu einem Spatziergange einlud. Sie gingen beyde um die Kirche hin. Jenseits fanden sie einen alten Mann in einem grünen Schlafrock stehen, dessen Anblick sie anzog.

Er stand da zwischen einer Menge Gräbern, wovon eins noch neu war. Seine Arme waren über die Brust gekreuzt, sein Haupt niedergebeugt, seine Miene war innig betrübt: zuweilen schüttelte er mit dem Kopfe, als ob er die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens überdächte. Es war eins von den Gesichtern, die durch den Zug von Sanftheit und Güte jedes Herz einnehmen: hierzu kam nun noch der Zug von Trauer, und eine Blässe, die dem Gesicht nicht von Natur gehörte, die Krankheit oder ein langer Gram darauf verbreitet hatte. Und neben allen diesen Zügen lag doch wieder ein so schöner Zug von Geduld auf diesem Gesichte, daß man sich gezwungen fühlte, wenn auch nicht zu fragen, was fehlt dir? doch von diesen Lippen zu lernen, wie man Leiden ertragen soll.

Ludwig und Berghorn gingen sogleich, wie sie den Mann erblickten, näher, und Berghorn fragte nach dem Nahmen des Dorfs. Der alte

Mann zog seine schwarze Sammtmütze ab, und schneeweißes Haar bedeckte den Kopf des Alten. Er nannte des Dorfs Nahmen mit einem Tone, der mehr als sanft war: er kam aus einem Herzen voll schwerer Leiden. Das hörte man ihm an. Nach einigen Fragen und Antworten, fragte der Herr von Berghorn: „Sie sind wahrscheinlich der Pfarrer des Dorfs?“ Der Alte lächelte, allein mit einer Wehmuth in dem Blicke, die unbeschreiblich war. „Ja,“ sagte er, „heute noch!“ Er sah dabey auf die Gräber nieder, als sehnte er sich hinein. „Heute noch?“ fragte Ludwig: „wie verstehen Sie das, Herr Pfarrer?“ Der Alte lächelte wieder mit dem vorigen Blicke: „Lieber Gott, freylich, so ein alter Mann, werden Sie denken! Ich bin abgesetzt, und morgen kommt mein Nachfolger. Da soll ich fort!“ — Ludwig sah ihn an, und schwieg. Er suchte auf des Alten Gesicht etwas, das diese Absetzung rechtfertigte, und schwieg wieder. Er sah auf den Officier, und wünschte, daß der fragen möchte! „Warum?“ Der schwieg ebenfalls. Er fürchtete, den alten Prediger in Verlegenheit zu bringen.

„Herr Pfarrer,“ sagte der Officier, „so werden Sie wohl die Bitte abschlagen, die ich Ihnen eben thun wollte, uns diese Nacht in Ihrem Hause zu beherbergen?“ — „Warum denn das?“ sagte der alte Mann: „mit dem, was ich habe, möcht' ich gastfrey seyn, bis ich Erde

werde. Kommen Sie immer!" Er schritt über die Gräber weg in die Pfarrwohnung, und beyde folgten ihm nach. Er both ihnen nun mit einer ungemeinen Gutherzigkeit einige Erfrischung an, fragte, woher sie kämen, wohin sie wollten, mit einer Ruhe, die bey seinem morgenden Schicksal nicht natürlich schien. — Sie sind sehr ruhig, Herr Pfarrer!" sagte der Officier: „wahrscheinlich ist es Ihnen gleichgültig, daß" — „Daß man mich absetzt? Ich bitte um Verzeihung. Es geht mir sehr nahe, und wenn ich daran denke, so möchte mir das Herz brechen. Denn sehen Sie, ich bin hier als Kind erzogen. Mein Großvater war hier Prediger, mein Vater auch, und ich nun schon seit neun und vierzig Jahren. Ich bin nur drey Jahre von meinem Leben auswärts gewesen. Da können Sie leicht denken, wie weh das thut, wenn man so gleichsam unter den Gebeinen und Geistern seiner Vorfahren weg soll. Da stand ich noch ein Mahl heute zwischen den Gräbern, und Sie glauben nicht, wie viel ich drum gäbe, daß ich heute noch stürbe! Begraben müßten Sie mich denn doch hier!" — „Wohin werden Sie aber ziehen, Herr Pfarrer?" — „Noch weiß ichs nicht. Die Absetzung kam so schnell, so schnell wohl nicht; aber ich hatte keinen Glauben daran, und wie es denn nun wohl gewiß genug war, da starb meine Frau, ich denke, vor Gram. Gott weiß es, meine Herren, es ist, als ob mir die Weis

um das Dorf her verschlossen wäre. Da ging ein Tag nach dem Andern hin; ich weiß eigentlich nicht, wohin, und da haben mir die Leute aus dem Dorfe angetragen, ich sollte hier bleiben, und im Witwenhause wohnen, bis an meinem Tode." — „Aber um Gottes willen, lieber alter Mann, was haben Sie denn verbrochen, daß man Sie in diesem Alter so unmenschlich hart noch in die Welt hinaus stößt, die Sie nicht kennen?" — „Verbrochen? das legt man mir nicht zur Last! Das ist eine langweilige Geschichte, die meiner seligen Frau manchen Verdruß gemacht hat, weil sie es nicht begriff, warum mich ein preiswürdiges Consistorium absetzte." Der alte Mann setzte sich denn nun hin, weil die beyden Herren ein Verlangen darnach bezeigten, und erzählte, ihnen die Geschichte seiner Absetzung.

Der alte Mann, Grießhof, war von seinem Vater hier im Dorfe bis zu seinen akademischen Jahren erzogen. Unbekannt mit allen Verhältnissen unter Menschen, bezieht der Jüngling die Akademie, besucht die Collegia, ohne irgend eine Bekanntschaft in der Welt zu machen, die ihn hätte erinnern können, daß Menschen, gegen einander andere Gesinnungen haben könnten, als die er bey seinen Ältern, bey seiner Cousine fand, die mit ihm erzogen war, und bey den Bauern seines Dorfs, Gesinnungen der Liebe, der Freundschaft, der Güte. So kehrte er, ohne mehr von der Welt, als fremde

Gesichter, gesehen zu haben, wieder in die Arme seiner Ältern zurück, wurde seines Vaters Substitut, heirathete seine Cousine, wurde nach seines Vaters Tode Pfarrer, und lebte gerade, wie sein Großvater gelebt hatte, in einer so ruhigen Zufriedenheit mit seinen Schicksalen, und mit allen Menschen, daß er den Artikel von der Sünde und Boßheit des menschlichen Geschlechts mit aller Geneigtheit zu glauben dennoch für ein wenig sehr übertrieben hielt. Indeß hatte das wenig Einfluß auf sein Leben, das in aller Ruhe, in jedem häuslichen Genusse, in der reinsten Liebe gegen seine Frau, und seiner Gemeinde dahin floß. Er studierte noch immer unabläßig Dogmatik, weil man es ihm bey seiner Ordination zu einer Amtspflicht gemacht hatte, obgleich er nicht einsah, wozu er das je in dem Laufe seines Lebens nutzen würde. So war er wirklich ein gelehrter Prediger geworden, der, wenn er nicht sehr tolerant und friedliebend gewesen wäre, wenigstens seinen Amtsbrüdern hätte fürchterlich werden können. So kraus nun auch seine Dogmatik war, so einfach war seine Moral. Die hatte sein Herz gemacht, und sein Herz allein; allein diese Moral paßte wiederum nur für ihn selbst und seine Gemeinde. Für alle anderen Menschen wäre sie zu kurz, zu wenig beweisend, zu einfach gewesen. Liebet Gott! denn er thut euch wohl; liebet eure Brüder! denn Liebe thut wohl, und Haß macht unruhig, und

ihr werdet nach eurem Tode so glücklich seyn, als wir es hier uns wünschen können. Das war des Mannes ganze Moral!

So lebte er bis in sein acht und funfzigstes Jahr, einen Tag wie den Andern. Auf ein Mahl kommt ein Jude zu ihm, in Gesellschaft eines kleinen Mädchens von einem Jahre. Er bringt dem Pfarrer das Kind, nebst einem Briefe von seinem Schwager. Die Geburt des Kindes hatte der Mutter das Leben gekostet, und der Gram über den Verlust der geliebten Frau riß den Vater nach einem Jahre ins Grab. Der sterbende Vater übergab dem Juden, seinem Bekannten, das Mädchen, und ersuchte ihn, es seinem Schwager, dem Pfarrer Grießhof, mit dem Briefe zu überbringen, worin er den Prediger bath, das Kind zu sich zu nehmen, und es als sein Kind zu erziehen.

Der Jude richtete den Auftrag von seinem verstorbenen Freunde aus. Der Pfarrer nahm das Kind auf, wie jede andere Begebenheit, ohne etwas anders dabey zu denken, als es ist meiner Schwägerinn Tochter: ihre Ältern sind todt, und natürlich tritt der Schwager in die Rechte des Vaters! Das kleine Vermögen des Kindes, das in einigen hundert Thalern bestand, war ausgethan; der Pfarrer empfing die Scheine darüber, und schloß sie in seinen Schrank, und der ganze Handel war ganz vollkommen abgemacht.

Der Jude setzte sich zu dem alten Pfarrer hin, und erzählte ihm, wie er mit seinem Schwager bekannt, wie er sein Freund, wie er der Executor seines Testaments geworden war; die Pastorinn trocknete sich bey der Erzählung zehn Mahl die Augen, küßte eben so oft das Kind, als ob sie dem das durch Liebe wieder gut machen wollte, was seine Aeltern in der Welt hatten leiden müssen, und der Pastor fühlte sich bewegt, besonders durch das Zutrauen, das sein Schwager auf den Juden gesetzt hatte, und durch des Juden Redlichkeit gegen das Kind; denn der Jude hatte das Vermögen des Kindes größten Theils durch seine Thätigkeit gerettet. Man sprach von andern Dingen, von Handel und Wandel, und der Jude versprach, dem Pastor seinen Tabak, Zucker und Kaffee, und andere Haushaltungswaaren um bessere Preise zu besorgen, als er sie bis dahin bekommen hatte. Den andern Tag reiste der Jude ab.

Wie alle Waaren, die der Jude versprochen hatte, besser und wohlfeiler ankamen, und dabey ganz umsonst ein Stück Leinwand für sein Mündelchen, wie sich der Jude ausdrückte, so ging noch ein Theil von des Pfarrers Dogmatik verloren; denn er hatte, da der Artikel von der Sünde gar nicht für die Menschen, die er kannte, passen wollte, diesen ganzen Punct auf die Juden geschoben, und so doch das Ansehen der Dogmatik gerettet. Jetzt fand er auch einen Ju-

den, der ein guter Mensch war, und er gerieth in Zweifel, die er nicht auflösen konnte. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn der Jude, und er wurde nach und nach sein Agent in der Welt, so daß von diesem Zeitpuncte an die Welt, mit der er doch noch durch die Nothwendigkeit des Haufens verbunden war, ganz aus seinen Augen verschwand; und der Jude war sein Agent mit so vieler Redlichkeit, daß die benachbarten Pastoreyen den ehrlichen Mann in den Verdacht nahmen, er müsse die Waaren für den Pastor stehlen. Dazu war der Jude auf Reisen gewesen, und wußte unendlich viel zu erzählen, wovon der Pastor in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hatte; und so schwang sich der Jude in dem Hause des Pastors zu dem Posten eines Hausfreundes in die Höhe, und noch mehr, da er keinen Bart trug, weil er nicht verheirathet war, so vergaß man es endlich ganz und gar, daß er ein Jude war. Der Pastor konnte wohl manchmahl es in dem Grade vergessen, daß er gegen den Juden über die Zweifel gegen das Christenthum klagte. Der Jude lächelte dann gewöhnlich, drückte dem alten Mann die Hand, und sagte: „Jetzt sehe ich daß Sie mich wirklich lieb haben, weil Sie gar nicht daran denken, daß ich ein Jude bin."

So wurden die beyden Menschen mit jedem Mahle, daß sie sich sahen, und der Jude kam sehr oft, vertrauter und inniger; und wenn die Zeit kam, daß der Jude gewöhnlich erschien,

so konnte der Pfarrer nicht auf seinem Zimmer bleiben. Er ging bald vor die Hausthüre, bald vor die Hinterthür, und sah nach seinem ehrlichen Joseph aus. Er erzählte ihm zuweilen, in den Stunden des freundschaftlichen Vergessens, seine Predigten, fragte ihn um Rath, um seine Meinung; und des Juden Moral war um ein Haar dieselbe, die der Pastor hatte, nur daß sie nicht so kurz war, und auf mehrere Stände paßte; und über diesen Theil der Predigt ließ sich auch der Jude ein, und half selbst dem Pfarrer auf manche neue Vorstellung.

So redeten sie einst von dem verstorbenen Schwager, und von da kamen sie auf das Leben nach dem Tode. Der alte Prediger gab dem ehrlichen Joseph über Tisch die Hand und sagte: „Wenn wir erst da sind, da werden wir beyde noch manchmahl über das lachen, worüber wir uns heute Abend die Köpfe zerbrechen.“ „Gute Seele!“ sagte der Jude eifrig, und schüttelte seinem Freunde die Hand; „Gottlob! daß Sie nicht zu den unmenschlichen Christen gehören, die uns Juden ewig verdammen!“ Der alte Mann gerieth bey diesem Gottlob in eine große Verlegenheit; denn er gehörte ganz richtig zu diesen Christen. Statt also auf dieses Lob zu antworten, schlug er die Augen nieder, und schwieg. Sein Kopf hatte sich wieder vergessen, und sein Herz hatte gesprochen. Joseph merkte das; und da er mit dem Herzen seines Freundes zufrieden war, und

seines Kopfes nicht bedurfte, so brach er das Gespräch ab, und nach einer Minute hatte er es ganz und gar vergessen. Desto weniger vergaß es aber der alte Mann. Er schüttelte den Abend noch wohl zehn Mahl den Kopf, trommelte mit den Fingern auf dem Tische, das gewöhnliche Zeichen seiner stillen Träumereyen, und antwortete den Abend noch zehn Mahl ganz verkehrt.

Noch an der Seite seiner Frau im Bette seufzte er tief auf, lag unruhig, und sagte, wie ihn seine Frau um die Ursache seiner Unruhe fragte: „Mit einem Juden ist doch schlecht Freundschaft halten!" — „Wie so, Papa?" — „Ja, wie nahe wird es mir gehen, wenn unser Joseph soll verdammt werden!" — „Ja, du lieber Gott! das ist wahr!" sagte die Frau gähnend, und schlief ein. Der Pastor wachte noch eine ganze Stunde, und sann hin und her über das Schicksal seines Freundes. Den andern Tag ganz frühe las er noch ein Mahl sein neues Testament in dieser Rücksicht durch, und fand zu seinem großen Erschrecken das Unglück seines Freundes gewiß. Er drückte ihm mit einer zärtlichen Wehmuth die Hand, wie er aufstand, und endlich, wie Joseph in ihn drang, was ihm fehlte, gestand er ihm die Ursache seiner Unruhe. Der Jude lächelte. „Lieber Freund, möchten Sie mich wohl ewig verdammen?" — „Ich? nein, ich nicht!" — „Warum nicht?" — „Weil ich Sie liebe." — „Möchten Sie wohl irgend ei-

nen Menschen ewig verdammen, auch den Sie nicht liebten?" — „Nein, denn ich habe kein Recht dazu." — „Aber gesetzt, man gäbe Ihnen dazu das Recht?" — „Dennoch nicht!" — „Warum nicht?" — „Weil ich es nicht über mein Herz bringen könnte." — „Richtig! weil Sie zu gut dazu sind. Glauben Sie denn, Herr, daß Sie besser sind, als Gott?" — Der Pastor stutzte. Ein solcher Beweis war ihm noch nicht vorgekommen. Er wußte nichts drauf zu sagen.

Aber, nachdem er sich ein Weilchen bedacht hatte, fing er wieder an: „Die deutlichen Aussprüche der Bibel!" — „Des neuen Testaments, wollen Sie sagen: die glaube ich nicht; denn ich bin ein Jude. Ich bin ruhig." — „Aber, lieber Joseph, ich glaube daran, und ich habe Sie lieb. Es hat mich die Nacht nicht schlafen lassen!" — „Nicht? nun das belohne Ihnen Gott, und zugleich vergebe er es Ihnen, daß Sie denken können, Er, als die höchste Liebe, wolle ein Geschöpf nicht retten, um dessen Rettung Sie, ein Bild nur von seiner Liebe, eine schlaflose Nacht hatten!" — „Ach, lieber Joseph, mein Vermögen gäbe ich darum, wenn ich darüber beruhigt wäre; denn ich habe Sie gar zu lieb!" — Der Jude drückte mit in Thränen schwimmenden Augen den Alten an seine Brust. „Ich spreche nicht gern mit Menschen von Religion. Gute Menschen haben immer eine gute Religion, und manche Sätze, wie dieser, haben keinen Einfluß auf

ihr Herz: böse Menschen haben gar keine Religion. Es ist also selten nöthig, über Religion zu streiten; aber, lieber Freund, Sie scheinen unruhig über mein Schicksal zu seyn, und ich habe Sie ebenfalls zu lieb, um Ihnen nicht gern eine unruhige Stunde abnehmen zu wollen." Er ließ sich also eine hebräische Bibel bringen, und nun schlug er dem Pastor im alten Testamente alle die Stellen, die ihm der Pastor im neuen Testamente auf diesen Fall vorlegte, auf, und zeigte ihm, daß im alten Testamente diese Stellen nur immer auf einen Zustand des jüdischen Volks in diesem Leben gingen, und nur gehen konnten, und suchte nun mit seiner Beredtsamkeit, der Jude redete sehr gut, den Pastor zu überreden, daß alle diese Stellen des neuen Testaments nur gewöhnliche Anwendung des alten, nach den damahligen Volksmeinungen der Juden, wären. Joseph focht mit einem hartnäckigen Gegner; allein nach einigen Überredungen wußte er das Ding so wahrscheinlich zu machen, daß der Pastor gezwungen war, nachzugeben.

Diese Untersuchung zog aber mehrere nach sich. Der Pastor berief sich, um den Beweis zu schwächen, auf die Göttlichkeit des neuen Testaments, stützte den Beweis davon auf die Wunder, und die Wahrheit der Wunder auf die historische Glaubwürdigkeit des Buchs. Der Jude griff diese letzte an. Er erklärte die Schriftsteller dieses Buchs für kluge und für ehrliche Leute,

ohne aber die Folge gelten zu lassen, die der Prediger sogleich daraus ziehen wollte. „Haben Sie nie,“ sagte er, „Ihre Kinder getäuscht, wenn sie die Wahrheit nicht anders einsehen konnten? haben Sie nie bittere Arzeney mit Zucker versetzen lassen? und Sie sind darum ein Betrieger, weil Sie das thaten? Wie? wenn nun die Juden schlechterdings die Wahrheit nicht anders, als so, annehmen wollten? wie, wenn das engherzige, harte, sclavische Gesetz Moses ihnen auf keine andere Art zu entreißen war, als allein durch einen, den sie höher hielten, als Moses? mußte denn nicht dieser Eine erscheinen, und so erscheinen, als sie sich ihn dachten, als sie sich ihn, nach Maßgabe der nach der Gefangenschaft so ganz mißverstandenen heiligen Bücher dachten?“ Joseph fing nun an, wiederum ihm Stellen aus dem alten Testamente auf jüdische Weise nach dem Aberglauben des Talmuds zu erklären, und sie auf das neue Testament und dessen Erklärung anzuwenden, und setzte seine Beweise mit einer so wahrscheinlichen Feinheit und Beredtsamkeit durch, daß er den armen Pastor, der nichts, als die alten Beweise der damahligen Dogmatik kannte; damit aus einer Verlegenheit in die andere brachte. Der Prediger verschanzte sich hinter die Zeugnisse der Feinde der christlichen Religion für die Wunder, hinter den Celsus und Hierokles; aber auch hier griff ihn der Jude unbarmherzig an. War nicht

der Geist des Zeitalters, in dem diese Leute schrieben, wundersüchtig? Sie glaubten so wohl an Wunder der Heiden, als der Christen. Solche Leute zeugen von nichts weiter, als daß es leicht war, die damahligen Menschen von geschehenen Wundern zu bereden. „Dieser Beweis gilt mehr für mich, als für Sie!' Joseph zeigte ihm nun aus dem fabelhaften Talmud, welche Vorstellungen die Juden sich von dem Messias machten, und auf welche Stellen des alten Testaments sie diese riesenhaften Vorstellungen gründeten, und suchte nun das neue Testament hieraus zu erklären. Der Prediger, dem es an gelehrten Hülfsmitteln fehlte, daran unsere Zeit so reich ist, des Juden Auslegung zu widerlegen, gerieth in eine ungeheure Unruhe, daß sein ganzes System so auf ein Mahl über den Haufen gestürzt wurde. Er versuchte es noch hundert Mahl, es wieder aufzurichten; allein mit jedem Versuche lernte er, daß er mit diesem Joseph gar nicht hätte disputiren müssen, wenn er sein System hätte halten wollen. Aber was bedurfte der Prediger bey seinem einfachen, reinen Herzen, bey seiner genügsamen Ruhe, bey seinem auf alle seine Empfindungen sich stützenden Glauben an Gott und ein ewiges Leben, eines künstlichen Systems? die Ruhe seines Gemüths stützte sich auf sein ganzes Leben, auf sein ganzes Wesen. Die neuern Ideen änderten an ihm selbst nichts. Er blieb, der er gewesen war. Sein Kopf hatte eine Än-

derung erlitten; sein Herz war dasselbe. Einige Predigten fielen wohl weg, und diese Totalveränderung in dem Kopfe dieses Mannes zog nicht die kleinste Veränderung in seinem Leben, in seiner Art zu fühlen, und in seiner ganzen Gemeinde nach sich. Niemand wußte etwas davon, als allein Joseph, mit dem er nun sehr freundschaftlich den Himmel als Mensch theilte.

Dieß geschah in dem ersten Jahre ihrer Bekanntschaft. Nach und nach wurde es ihr gewöhnliches Gespräch, und der Prediger wurde zuletzt so ruhig dabey, als ob er nie anders gedacht hätte. Diese neue Vorstellungsweise drückte sich endlich so tief in seine Seele, daß sie ihm selbst wie angeboren schien, und er begriff gar nicht, wie ein Mensch auf eine andere Weise sich die Sache vorstellen könnte. Dabey studierte er immer Hebräisch fort, redete so oft mit seinem Joseph von alle dem, daß ihm die Ideen ganz geläufig und natürlich wurden. Endlich vergaß er ganz und gar, daß er nicht so denken dürfe, und er würde sich schon in dem ersten Jahre schlimme Händel zugezogen haben, wenn er öfter mit seinen Amtsbrüdern zusammen gekommen wäre. Seine Herren Amtsbrüder, wenn er auch einmahl von ungefähr mit ihnen auf ein solches Gespräch gerieth, brachen sogleich ab, weil sein Erstes war, das Buch mit der ihnen allen so fürchterlichen hebräischen Sprache hervor zu hoh-

len. So war ohne alles Ahnden in seinem Sprengel ein fürchterlicher Ketzer, von dem man es am allerwenigsten vermuthete.

Nach dreyzehn Jahren aber, unter dem neuen Consistorial-Präsidenten, zog sich über den grauen Scheitel des Greises ein Ungewitter zusammen, das er nie befürchtet hatte. Der neue Präsident wollte die Synodalzusammenkünfte der Pfarrer wieder hergestellt wissen, und der Alte erschien also noch ein Mahl bey seinem Superintendenten, in Gesellschaft von zwölf seiner Amtsbrüder, in der Welt. Seine Kleidung, sein Betragen bey seinem Eintritte, seine einfachen Worte, wie er sich dem Vorsteher der Synode zeigte, ließen das gar nicht erwarten, was er wirklich war. Der Superintendent hatte vielmehr sich auf einige der jungen Herren und ihre Einwürfe gefaßt gemacht; aber nicht auf diesen Alten, der mit einer herzlichen, einfältigen zutraulichen Miene als der Älteste der Prediger sich an die Seite des Superintendenten setzte, und die Bibel ohne Puncte, die der Superintendent als ein Schenkgericht auf den Tisch gelegt hatte, aufblätterte, und still wieder an ihren Platz legte. „Wenn etwa," sagte der Superintendent, „aus dem alten Testamente etwas aufgeschlagen werden sollte: doch habe ich auch eine mit Vocalen." — „So?" sagte der alte Grießhof, und schwieg.

Die erste Thesis wurde vorgelegt. Sie han-

delte von der Auferstehung der Todten. Lächelnd forderte der Superintendent den alten Mann auf, seine Meinung ganz kurz darüber zu sagen: „Sie sind ein alter Mann," sagte er; „seit Ihrer Zeit hat man noch viel Neues darüber geschrieben, und ich weiß, daß Sie freylich nicht mit dem Zeitalter fortgehen können. Es fehlt am Gelde, das erkenne ich." — „Ja wohl, Herr Superintendent! indeß Gottlob, so lange wir das Buch haben," er ergriff die Bibel ohne Puncte, „so kann man doch wenigstens etwas wissen." Er erklärte nun aus dem Daniel und Ezechiel, den Psalmen und andern Propheten diese Lehre des neuen Testaments als mißverstandene Stellen des alten Testaments; und da der Superintendent, der heute den Heterodoxen machen wollte, und sich auf Einwürfe allerley Art geschickt hatte, über die Erklärung des Alten erstaunte, und nach Beweisen fragte, so las der Alte mit einer solchen Fertigkeit die hebräischen Beweisstellen ab, verglich sie mit den Stellen im neuen Testamente, zeigte den Zusammenhang in sich selbst, den Mißverstand im Griechischen, und that dieses alles mit einer Sicherheit, mit einer Geläufigkeit, mit einer so unbefangenen Herzlichkeit, daß seinem Nachbar das Wort im Munde erstarb. Der Superintendent, der wirklich nicht ganz unwissend war, machte Einwürfe: der Alte hob sie. Der Superintendent versteckte sich hinter die Theopnevstie; der Alte jagte

ihn da mit dem Hebräischen und Griechischen hervor, und versicherte zuletzt, da ihn sein Nachbar fragte, ob er denn im Ernste so denke? er könne nicht begreifen, wie man bey dem Einleuchten dieser Wahrheit anders denken könnte? Der Superintendent sah seinen Mann auf diese Versicherung an; allein dieser war sehr gütig bey dem Handel. Er fing noch ein Mahl mit ihm an, und bekam wieder eine Generalsalve mit dem Häbräischen, und jetzt berief sich der Prediger sogar auf den Talmud, fing Rabinisch an zu reden. Der Superintendent vergoß große Angstperlen von Schweiß, und die Zeit zu dem Disput war verflossen.

Man verbeugte sich, stand auf, ging zu den Frauenzimmern, und nun war der alte Grießhof wieder so einfach, so einfältig, daß es ihm wohl keine der Damen ansah, wie heldenmüthig er einige Stunden vorher gefochten hatte. Der Superintendent schüttelte hundert Mahl den Kopf, wenn er den alten Mann ansah. Er nahm ihn nochmahl allein: „Aber, lieber Mann, so stoßen Sie ja ganz unsere Lehre um!“ — „Was ich umstoße,“ antwortete Grießhof lächelnd, „gehörte nur für die einfältigen, abergläubischen Juden, und nicht für Christen.“ „Aber mein Gott, bedenken Sie, ich muß das dem Consistorium einberichten!“ — „O lieber Herr Superintendent, das weiß das Consistorium schon lange!“ Der Pastor meinte: die Meinung sey so

natürlich, daß das Consistorium es längst wissen müßte. Der Superintendent verstand es anders. Kurz: es war nun nicht anders.

Der Superintendent machte seinen Bericht an das Consistorium von der Ketzerey des Greises, setzte aber hinzu, daß der Alte gar nichts arges dabey dächte, auch, wie er gehört habe, sehr erbaulich predigte. Der Bericht war so menschlich, daß das Consistorium geneigt war, die Sache in Stille mit einer Warnung abzumachen. — Grießhof wurde citirt. Man fragte, und der alte, unbefangene Greis, der seit dreyzehn Jahren nicht anders gedacht hatte, erklärte sich eben so offen vor dem Consistorio, als auf der Synode, nur noch ein wenig weitläuftiger. Man erstaunte über den Umfang dieser Ketzerey eben sowohl als über des Greises furchtlose, sanfte, unbefangene Ruhe. Man begriff auf keine Weise die Einfalt des Herzens des Alten, bey so viel Ausschweifungen seines Kopfes. Man fing sogar mit ihm an, über seine Vorstellungen zu disputiren, um ihn davon abzubringen; allein der Talmud, den kein einziger der Herren in dem Umfange kannte, wie es hier nöthig war, war des Alten Schutzmauer. „Aber, mein Gott, Mann, mit diesen Begriffen sind Sie ja wahrhaftig ein wahrer Jude!“ Der Alte lächelte sehr gutmüthig: „Wie, meine Hochwürdige Herren? aber diese Begriffe, denk ich, sprechen mich von allem Judenthume frey!

denn sehen Sie, ich verwerfe ja allen jüdischen Aberglauben! Ich halte mich ja allein an die Lehre unserer Religion: Liebe Gott, deinen Nebenmenschen, glaube eine Vorsehung, und ein ewiges Leben!" Man stellte dem alten Manne vor, daß er diese Begriffe ablegen müsse, wenn er Prediger bleiben wolle. — „Aber ich habe ja Recht! Meinen Sie denn nicht, liebe Herren, daß ich sie sogleich ablegen wollte, wenn sie nicht Wahrheit wären?"

Man ließ ihn gehen; man berathschlagte mit einander. Man sah sehr wohl, daß dieser Mann mehr Schonung verdiene, als ein Anderer, weil er auf keine Weise damit umginge, seine Irrthümer zu verbreiten. Des alten Mannes Herzlichkeit hatte auf das ganze versammelte Consistorium eine große Wirkung gehabt. Man entließ ihn, und sandte ihm einen Befehl, um seine Irrthümer zu widerrufen. Der alte Mann verstand die Meinung des Consistoriums nicht. Er prüfte sich noch ein Mahl, las seinen Codex noch ein Mahl durch, und antwortete dem Consistorium, daß er seine Meinung noch immer für Wahrheit hielte, und setzte noch einmahl schriftlich sein System aus einander. Nun fing die Sache an, Lärm zu machen. Man forderte noch ein Mahl Widerruf. Der Alte konnte ihn nicht geben. „Lieber Gott," sagte er „ists möglich, daß man nicht einsieht, daß es so ist?" Das einfache reine Herz des Alten wußte nicht, daß es möglich

ist, zu sagen. Ich glaube das! und im Herzen drüber zu lachen. So lange von der Welt geschieden, wußte er nichts von dem Gange, den die Welt fordert. Die Forderungen des Consistoriums schmerzten ihn, denn er mußte sie abschlagen. Der befehlerische Ton in den Decreten schien ihm eine Form; denn er konnte nicht begreifen, wie man durch einen bloßen Befehl Wahrheit zu Irrthum umschaffen könnte.

Wie seine Absetzungssentenz ankam, so erstaunte er mehr, als er erschrack: denn er begriff nicht, wie man ihn absetzen könne, weil er keinen jüdischen Aberglauben annehmen wolle. Er glaubte auch nicht recht daran. Kurz der alte Mann, Troz seiner Irrthümer, war doch des höchsten Mitleidens würdig; er war so unschuldig zu seinen Irrthümern gekommen, hatte sie so vertraulich selbst bekannt gemacht, und blieb so gutmüthig bey ihnen, daß ich wenigstens bey ihm Lust hätte, ihm seine Irrthümer zu verzeihen. Genug, er war abgesetzt: seine Frau, die ohnehin noch kränkelte, zerstörte noch den letzten Funken des glimmenden Lebens, durch das heftige Erschrecken, das ihr die Sentenz erregte. Sie starb. Unfähig, durch den Tod seiner so herzlich geliebten Frau, durch die Abwesenheit seines Josephs, der während der ganzen Zeit verreist war, unfähig dadurch zu denken, zum Entschlusse, schlich ein Tag nach dem andern hin. Das Consistorium ließ nichts von sich hören, er

eben so wenig. Schon glaubte er, vergessen zu seyn; indessen studierte er emsig fort, um desto deutlichere Beweise für seine Meinungen zu haben, wenn man sie aufs neue fordern sollte; und auf ein Mahl kam ein neuer Bericht vom Consistorium, der ihm den Befehl brachte, dem neuen Pfarrer auf den und den Tag die Pfarre einzuräumen, und man gab ihm den Rath, seine Stelle scheinbar zu resigniren, weil man Mitleiden mit seinem Alter hatte, und ihn nicht gern beschimpfen wollte.

Die Nachricht schlug den alten Mann ganz nieder. Das hatte er nicht erwartet, aber auch hier noch war er nicht ganz ohne Rettung verloren. Das Consistorium hoffte auf eine Gegenvorstellung, auf eine Bitte, das Urtheil zu mildern. Vergebens! Der alte Mann blieb ganz unthätig, und erwartete zwischen Furcht und Hoffnung den Tag, noch immer ohne Begriff, von dem, was er verbrochen hätte, das einer so harten Strafe werth sey. Der Tag rückte näher, und er fing denn doch an, gegen seine Gemeinde darüber zu reden, die ihn von ganzem Herzen bedauerte, und ebenfalls nicht begreifen konnte, wie ihr lieber guter Pastor abgesetzt werden sollte, weil er keinen jüdischen Aberglauben glauben wollte. Sie beschlossen mit einer Gegenvorstellung einzukommen; allein die Vorstellung sollte gerade den Tag abgehen, da der neue Pastor eingeführt werden sollte. Den

Tag

Tag vor der Einsetzung des neuen Pfarrers ging Griesshof noch ein Mahl auf den Kirchhof, wo seine Voraltern, seine Frau, und alle seine Anverwandten begraben lagen. Hier stand er zwischen den Gräbern, und hielt in Gedanken und mit einem tiefen Kummer eine Art von Abschiedsrede an diese geliebten Gräber, und mitten in dieser Rede trafen ihn Ludwig und Berghorn.

Er hatte ihnen seine Geschichte erzählt. Ludwig gerieth in den lebhaftesten Unwillen über das Verfahren des Consistoriums; der Officier hingegen vertheidigte es, und hielt die Meinungen des Predigers doch für unchristliche Irrthümer. „Erlauben Sie," sagte der Pfarrer, und hohlte seine Bibel. „Sie sollen sehen, daß ich ganz Recht habe." Der Officier verbath sich das Disputieren, umarmte den Alten, und sagte: „So sehr verschieden ich auch von Ihnen denke, so gleich fühle ich dennoch mit Ihnen. Und das Herz, lieber Mann! das Herz, denk ich, macht den Menschen! Ludwig flog heftig in des Mannes Arme: „So denke auch ich, alter, lieber, guter Mann! und noch mehr, ich bin auch Ihrer Meinung!" „Also haben Sie es auch studiert?" — fragte der Alte freundlich, „so sagen Sie mir doch..." — „Nein, sagen kann ich Ihnen nichts, denn ich weiß nichts; allein ich denke, ein solches Herz, wie Ihres, kann

der Wahrheit nicht verfehlen." Der Alte sagte lächelnd: „Sie kennen meine Meinungen nicht, und Sie loben, und Sie tadeln sie. Ich weiß nicht, so etwas Ähnliches muß dem Consistorium auch begegnet seyn."

Nun kam auch seines Schwagers Tochter, ein Mädchen von vierzehn Jahren, ohne Schönheit, aber mit einem so himmlisch unschuldigen Gesichte, daß der böseste Mensch nichts Arges von und bey diesem Gesichte hätte denken können. Es war schon ein großes Mädchen, aber noch ein Kind am Herzen und Fantasie. Sie spielte noch, fantasirte über die morgende Absetzung, und freute sich, daß sie nun mit dem Onkel weit, weit wegreisen sollte. Sie hatte das ganze, reine Herz des Mannes in ihrer Brust, und sie erzählte den Fremden, in Abwesenheit des Alten, den Tod der Tante so rührend, und so gerührt, daß sie beyde Herzen für sich einnahm. Um neun Uhr ging der Alte zu Bette, und weil er wenigstens die Betten auf ein Zimmer hatte bringen lassen, so schliefen seine Gäste mit ihm auf einem Zimmer. In einigen Minuten schlief er sehr fest und ruhig. Der Officier beugte sich aus dem Bette nach Ludwig, und sagte: „Was gäbe der glückliche Lasterhafte darum, wenn er so ruhig schlafen könnte, wie der Greis die letzte Nacht seines Glü-

ckes!" — „Oder auch ein Tugendhafter," setzte Ludwig seufzend hinzu. Er dachte eben an Rosen.

Am andern Morgen erwachte der alte Mann sehr früh, stand auf, und ging in den Garten. Ludwig und der Officier gingen ihm auf dem Fuße nach. Er begoß die Blumen, womit die Parterre besetzt waren, und sang dabey mit einer schönen Stimme das Gellertsche Lied: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!" Bey den Worten: „Der Herr hat meiner nicht vergessen, vergiß mein Herz auch seiner nicht!" drehete er sich um, und seine Augen strahlten von Freude und Dank. „Und das am Morgen Ihres Unglücks?" fragte Berghorn, und gab ihm die Hand. „Sehen Sie doch," sagte der Alte, „welch ein schöner Tag! Ich bin gewiß nicht vergessen!" Sie bewunderten des Alten Blumen. „Mein Vater," sagte er, „war ein Blumenfreund; ich bin es auch; vergessen Sie es nicht, ich will doch meinen Nachfolger fragen, ob er es auch ist? Es sollte mir lieb seyn; denn ich habe sehr schöne Sorten." Dabey begoß er weiter, band hier eine Blume auf, riß hier ein Unkraut aus, drückte dort die Erde fest. Das kleine Mädchen wollte Blumen pflücken. „Heute nicht, Elisabeth! sie sind nicht mehr mein!" Dem Officier traten bey diesem Schauspiele die Thränen in die Augen; leise flüsterte er Ludwigen ins Ohr: „Ich könnte es nicht übers Herz bringen, den Mann

abzusetzen, und wenn er Gott läugnete. Welch ein Herz! welch ein Herz!“ Ludwigen schwamm das Herz in Unmuth. „Ich glaube, es wird mir doch ein wenig schwer ankommen, den Garten verlassen zu müssen, und doch noch zu leben. Seh'n Sie, die Bäume sind gleichsam meine Familiengeschichte. Der alte Birnbaum wurde gepflanzt, wie mein Großvater hier als Pfarrer herkam; der Apfelbaum bey der Geburt meines Vaters. Der Baum dort ist vier und siebzig Jahre alt, gerade wie ich, und hier dieser bedeutet dort das Mädchen. Ich und der Jude haben ihn gepflanzt. Wie wird sich der Joseph wundern, wenn er zurück kommt, und mich besuchen will, und findet mich in dem engen Häuschen, und meine Frau todt, und mich abgesetzt! Lieber Gott! was das für Schicksale sind! Wenn mein Nachfolger mir nur den Birnbaum stehen läßt, so lange ich lebe! Zwar ist er abgestorben; allein ich glaube, ich verlöre meinen Großvater noch ein Mahl, wenn er ihn abhauen ließe.“

„Aber grauet Ihnen nicht vor der Stunde, da Ihr Nachfolger in das Haus treten wird?“ fragte der Officier. „Grauen wohl nicht; aber mir ist doch ein wenig ängstlich dabey: denn es muß ihm doch sehr unangenehm seyn, mich verdrängen zu müssen. Ich habe es mir aber auch vorgenommen, sehr ruhig und heiter zu scheinen, damit ich ihm doch die unangenehme Stunde er=

spare. Lauter glückliche Leute haben hier in diesem Hause gelebt. Ich wünschte nicht, daß seine erste Stunde unangenehm seyn sollte." — „O heiliger Gott! welch ein Herz!" rief der Officier heimlich, und Ludwigs Groll gegen das Consistorium stieg auf den höchsten Grad. Er mußte den Alten verlassen; denn er konnte sich nicht mehr der Thränen erwehren. Er ging unter den Birnbaum, sah in seine Blätter, und rief mit feurigen Blicken: „O, ist es möglich? Gott, konntest du das Herz verlassen?" —

In dem Augenblicke rollte ein Wagen an dem Garten weg. Der alte Mann erblaßte ein wenig; doch faßte er sich, und ging seinen Gästen entgegen. Der neue Prediger war ein junger Mann mit keiner üblen Gesichtsbildung, die aber bey dem Anblicke des Alten etwas Zweydeutiges bekam. In seiner Gesellschaft war ein Rath, der die Auseinandersetzung der Beyden besorgen sollte. Ludwig konnte seinen Unwillen so wenig mäßigen, daß er im Zimmer auf und nieder ging, ohne die beyden Herren eines Blicks zu würdigen. Die ganze Gesellschaft war in einer allgemeinen Verlegenheit. Der alte Prediger war der Einzige, der ruhig war oder schien. Er legte sogleich eine Bitte bey seinem Nachfolger für seinen Birnbaum ein. „Lieber Gott!" sagte der junge Mann, „der Birnbaum soll mir heilig seyn. Wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr

versprechen!" Das sagte er mit einer so bewegten Freundlichkeit, daß man sah, es ging ihm von Herzen. Der Alte lächelte fröhlich und dankbar. Es war, als ob er mit dem Birnbaume seine ganze Pfarre gerettet hätte. Das Einziehen ins Witwenhaus machte keine Schwierigkeit; der Rath bewilligte es mit einem sehr gerührten Blicke. Man fing an, sich von allen Seiten zu beruhigen. „Ich betrachte mich hier," sagte der junge Mann, „bloß als Ihren Substituten, und so rechnen Sie auf meine ganze Ergebenheit."

Jetzt aber öffnete sich das Zimmer; der Alte sah sich um, und lag mit einem lauten Freudengeschrey dem Juden Joseph im Arme. „Ach, mein lieber Joseph, woher? heute? Nun Gott Lob! so habe ich doch meinen Freund zur Seite, wenn ich den schwersten Gang meines Lebens gehe, aus diesem Hause." — „Barmherziger Gott!" rief Joseph, und legte sich weinend auf des Greises Schulter: „wohin, wohin wollen Sie gehen? Fremd in d r Welt, nirgend zu Hause, als gerade hier? O es ist unbarmherzig, sehr unbarmherzig! Ist es möglich? Gott! mußte ich das erleben?" — „Seyn Sie doch ruhig, Joseph! ich gehe ins Witwenhaus. Was bedarf ich mit meiner Elisabeth? nichts, als eines Daches; und das hab' ich!" — „Was Sie bedürfen? o Gott, ich weiß, was Sie bedürfen, besser

als Sie selbst. Unglücklicher, alter Mann! konnte der Barmherzige den besten der Menschen so schlagen? Soll das Ende deiner Tage noch in Kummer vergehen? und mußt' ich das unglückliche Werkzeug seyn, dich unglücklich zu machen? Denn, o Gott! kann ich Ihnen Ihren Garten, Ihre Bäume und Ihre reinen Freuden wieder geben? O Gott, meine Herren! dieser ehrwürdige Greis, dieser engelgute Alte kann nirgends froh seyn, als hier, wo alle seine Freuden sich angefesselt haben. Ach, es ist sehr unbarmherzig!" Er ging bey diesen Worten eifrig im Zimmer auf und nieder; von Zeit zu Zeit warf er einen wehmüthigen Blick auf den Alten; Thränen flossen seine Wangen herab. „Ich habe Sie unglücklich gemacht, theurer Freund!" hob er wieder an: „was ich konnte, hab' ich gethan, um Ihr Unglück zu mildern. Hier, hier" — er legte eine Rolle Geld auf den Tisch — „nehmen Sie, Freund! nehmen Sie! Gott gebe, daß es zureicht, Sie gegen Mangel zu schützen! Gott segne Sie! Ich muß fort!" Er drückte den Alten in die Arme, und wollte fort.

„Nein edler Mensch!" rief der Officier, „bleiben Sie, bleiben Sie! Gott hat mich reich genug gemacht, diesen Schlag des Schicksals gegen den guten Greis abzuwenden. Sie kennen ihn, und wie Sie selbst sagen, besser, als er sich selbst: reden Sie, wie kann er glücklich werden?

Machen Sie mich wieder zu einem Werkzeuge Ihres Herzens, und seines Glücks, edler Jude! mein Bruder! mein edler Bruder!" — Der Jude blieb. „Nichts, nichts thun Sie, als bringen Sie es dahin, daß er hier im Hause, und Herr seines Gartens bleibt!" — „Herr Prediger!" sagte der Officier zu dem jungen Prediger, der mit finstern Blicken da stand; „fordern Sie, fordern Sie!" — „Ich fordern?" fragte dieser; „O mein Herr! wie elend muß ich Ihnen scheinen, daß Sie mir das sagen!" Er schloß den Alten in seine Arme, und sprach sehr gerührt: „Sie bleiben, mein Vater, wo Sie wollen. Sie geben mir ein Zimmerchen, welches Sie mir abzutreten Lust haben. Ich will nie ohne Ihre Erlaubniß Ihren Garten besuchen. Sie sollen mein Vater seyn, in der heiligsten Bedeutung des Worts." Der Greis zitterte vor Freude. Der Jude both dem jungen Mann die Hand: „O edler Mann! edler Mann! aber wehe Ihnen, wenn Sie je vergessen, was Sie versprachen; denn," er zeigte auf den Greis, „dem eine finstere Miene machen, diesem sanften, diesem unbeschreiblich, diesem einzig guten Manne, heißt sich an allem versündigen, was heilig im Himmel und auf Erden ist. Ich muß Sie verlassen; ich sehe Sie nie wieder; allein mein Geist wird meinen Freund umschweben: und mein brechendes Auge soll Sie anklagen, wenn Sie sei-

nem Engelherzen nur einen Seufzer erpressen." Er wollte fort.

Zum zweyten Mahle hielt ihn der Officier. „Nicht von der Stelle, mein Freund! Nehmen Sie die Rolle Geld zurück: denn, Herr, ich sehe es an Ihren Augen: diese Rolle ist Ihr Alles? gesteh'n Sie!" — „Ja, es war mein Alles, es ist mein ganzes Vermögen. Vorgestern komme ich an. Ich höre, ich erkundige mich. Ich verkaufte, was ich hatte, den Fleiß von vierzig langen, mühsamen Jahren, und flog hierher. Er ist nicht gewohnt, zu darben; er hat keine Kräfte, zu erwerben. Ich kann beydes. Ich fange wieder an, wo ich vor vierzig Jahren war: er muß fortfahren, so zu leben, wie er gewohnt ist. Nun lassen Sie mich! Gott segne Sie alle! Mein Freund ist gerettet!" Der Officier hielt ihn fest in seinen Armen: „Mensch, willst du den Mann betrüben, deinem Freunde das Herz zerschmettern, wenn er weiß, daß du seinethalben darbst?" — „Haben Sie mir das Geständniß nicht abgedrungen, das ich so fest entschlossen war, zu verschweigen?" — „Lieber Joseph!" sagte der Greis; „was sollte mir aber das Geld, wenn ich Sie nicht hätte? Lieber Freund, Ihre Trennung von mir wäre ja mein höchstes Elend, mein Tod. Das wissen Sie ja. Werfen Sie das Geld weg, und bleiben Sie nur bey mir: mit Ihnen will ich das höchste Elend

ertragen; ohne Sie möcht' ich nicht leben!" Der Jude war Anfangs auf keine Weise dahin zu bringen, einzuwilligen. Der Officier nahm den jungen Prediger allein, und bezahlte ihm für den Alten, für seine Kleidung, Nahrung und alles, was er gebrauchte, eine gewisse Summe, die er für dieses Jahr sogleich auszahlte. — „Ich nehme es, mein edler Herr," sagte der Prediger, weil Sie so wollen; allein ich betrachte diese Summe nie als mein, sondern als ein heiliges Depot, das der Tugend zugehört. Seyn Sie ruhig! mein eigenes Herz würde mir für den heiligen Alten ohnehin Ehrfurcht abgedrungen haben, und man beleidigt den nicht, für den man Ehrfurcht hat." Der Offizier legte dem Juden seine Verabredung mit dem jungen Prediger vor, und nun nahm der Jude seine Rolle Gold zurück: „Nun dann," rief er, „wer weiß, wie sich die Umstände noch ändern! Dieß Gold gehört ihm."

Gegen Mittag kam denn auch Elisabeth. Sie jauchzte, wie sie hörte, daß die Blumen dem Onkel noch gehörten. Der junge Prediger nahm das Kind in seine Arme, liebkoste es, und nach einer Stunde versicherte Elisabeth, daß sie dem neuen Herrn Pfarrer gar nicht mehr böse sey. „Ich hoffe," sagte der junge Mann, „sie soll mich noch lieb gewinnen; denn," er wandte sich zu dem Alten, „denn ich will ihrem Herzen

noch näher angehören, durch die Liebe, durch die Hand Ihrer Elisabeth, und dann, mein Vater, werden Sie doch nicht mehr fürchten, unter Fremden zu leben? Ich hoffe noch dem edlen Joseph Ihre Liebe streitig zu machen." Das Vergnügen leuchtete jetzt aus aller Augen. Der Rath sagte, wie er sich zu Tisch setzte: „Großer Gott! ich hätte den heutigen Tag diesen Morgen gern mit tausend Thalern abgekauft, und jetzt verkaufte ich ihn nicht um eben so viel. Wie bey guten Menschen auch das Unglück zu einer Belohnung wird!" Man aß, und es war ein Mahl der höchsten Freude. Elisabeth saß bey dem jungen Prediger: ihr Herz ahndete aus dem Betragen des jungen Mannes etwas; denn sie erröthete, wenn er sie seine liebe Elisabeth nannte, zum ersten Mahle, und war heute zum ersten Mahle gesetzt. Sie fühlte sich selbst als ein großes Mädchen; sie spielte heute zum ersten Mahle nicht. Nach Tische gingen sie alle in die Kirche. Der Rath nahm es über sich, den jungen Prediger der Gemeinde bloß als den Substituten des Alten vorzustellen. „Also sind Sie nicht abgesetzt?" fragten mit fröhlichen Blicken die Kirchenvorsteher ihren alten, lieben Prediger. „Mit nichten, Kinder!" sagte der junge Prediger: „das Consistorium hat mich hierher gesandt, dem lieben Alten seine Arbeiten abzunehmen, und von ihm zu lernen, wie ich eure Liebe erhalten soll. Auch

will ich euch nur heimlich sagen," setzte er freundlich hinzu: „daß ich in Jahr und Tag meines Vaters Elisabeth heirathen werde." Die Bauern drückten dem jungen Manne die Hände, und versicherten ihn, daß er so schon auf dem richtigen Wege sey, ihre Liebe zu erhalten.

Ende des zweyten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Der Sonderling ein Gemählde des menschlichen Herzens

Bd.: 2

Wien [u.a.] 1799

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461(2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721436-0
VD18 80303285-001